Der Todescandidat.

Roman

von

August Schrader.

Fünfter Band.

Leipzig 18[illegible]

Verlag von Christian [illegible] Kollmann.

Der Todescandidat.

Fünfter Band.

Erstes Kapitel.

Nicht lange nach diesen Ereignissen ward der Legationsrath in den Adelsstand erhoben. Während seine Freunde diese Erhebung als eine gerechte Würdigung seines hohen Dichtertalentes betrachteten, wurden seine Feinde, zu denen fast alle höhern Beamteten gehörten, mit bitterm Grolle erfüllt. Die Oberhofmeisterin faßte den Beschluß, sobald als möglich ihren letzten Schlag gegen ihn auszuführen. Sie traf ihre Vorbereitungen, und in Werner erkannte sie ein dienstwilliges Werkzeug.

Um diese Zeit erschien Funke, der den Namen Lucas angenommen hatte, bei der Oberhofmeisterin. Unter dem Titel eines Leinwandhändlers verschaffte er sich leicht Zutritt zu ihr. Als er in das Zimmer trat, fand er Nathalien bei ihr.

„Sie sind es!" sagte die alte Dame. „Es ist gut, daß Sie kommen."

„Meine Waare ist diesmal ausgezeichnet, gnädige Frau!" antwortete Lucas. „Wenn Sie befehlen, hole ich einen Ballen herein."

„Geduld, Freund!" sagte die Oberhofmeisterin, die sich in einer gereizten Stimmung befand. „Hast Du ihn im Verdachte?" fragte sie leise ihre Nichte.

Nathalie nickte mit dem Kopfe. Dann verließ sie auf eine Andeutung ihrer Tante das Zimmer.

Lucas hatte alle diese Bewegungen mit einem listigen Blicke verfolgt, obgleich er anscheinend arglos neben der Thür stand.

„Mein Freund," begann die alte Dame, „als Ihr das letzte Mal in meinem Hause waret, ich meine an demselben Tage, ward mir ein Verlust zugefügt, den ich Euch aus dem Grunde nicht verschweigen kann, weil Ihr mir vielleicht einige Aufklärung zu geben im Stande seid."

„Ich bin bereit, gnädige Frau!" antwortete Lucas in einem Tone, der fast trotzig klang.

„Habt Ihr an jenem Tage eine Person in meinem Hause gesehen, der Ihr wohl einen Dieb-

stahl zumuthen könnt? Ist Euch nichts aufgestoßen?"

„Man hat Sie bestohlen, gnädige Frau?" fragte Lucas verwundert.

„Ja! Ich habe zwar meinen Verdacht bereits, da ich ihn aber nicht auszusprechen wage, bevor ich nicht —"

„Sie meinen, daß ich Ihnen nähere Andeutungen geben kann?"

„Ich liebe das große Aufsehen nicht!" sagte ruhig die Oberhofmeisterin. „Die Kostbarkeiten, die in dem Kästchen waren, gebe ich preis, wenn ich nur auf stillem, friedlichem Wege die Papiere wiedererlange — —"

„O, gnädige Frau," sagte Lucas trotzig, „das klingt ja fast, als ob Sie mich in Verdacht hätten!"

„Lieber Mann, seid nicht so thöricht, ich meine, daß der, der mir die Wiedererlangung vermittelt, die Kostbarkeiten als Preis erhält. Ist es nicht möglich, daß Ihr sie verdienen könnt? Ihr kommt weit und breit herum, hört und seht so Manches —"

„Sprechen Sie es nur immerhin aus, meine Gnädige, was Sie von mir denken! Jetzt wird

mir klar, warum Sie das junge Mädchen fortschickten und Ihre gegenwärtige Unterhaltung soll zu nichts weiter dienen, als mich ein wenig auszuforschen und bei dieser Gelegenheit so lange aufzuhalten, bis vielleicht die Polizei kommt, um mich festzunehmen. Nicht wahr, das ist Ihre Absicht? Bekennen Sie es nur, gnädige Frau! Sehen Sie, ich laufe nicht davon, ich bleibe ruhig hier. Und wenn Sie das Aufsehen nicht lieben, so rufen Sie den Boten zurück, den Sie abgesendet haben; rufen Sie ihn Ihrer selbst wegen zurück."

„Wie, meiner selbst wegen?"

In diesem Augenblicke ließen sich die Stimmen der Bedienten im Vorzimmer vernehmen. Die Oberhofmeisterin wollte nach der Thür gehen, da ihr der freche Muth des Leinwandhändlers Besorgniß eingeflößt hatte.

„Bleiben Sie!" flüsterte Lucas dringend und mit einem stechenden Blicke, indem er der Hofdame den Weg vertrat.

„Mann, seid Ihr rasend? Ich bin in meinem Hause, und wenn ich es vorziehe, in Beisein von Zeugen mit Euch zu reden — Ihr seid ein Fremder —!" fügte sie in ihrer Bestürzung hinzu.

„Hinweg oder ich ziehe die Glocke, und lasse Euch wegen Gewaltthätigkeit in meinem eigenen Hause verhaften. Was dann noch nöthig, wird die Polizei schon erfahren!"

„Ah, so habe ich mich nicht getäuscht!" zischte Lucas, dessen Gesicht vor Aufregung glühte. „Sie sagen ich bin ein Fremder? Sie wollen der Absicht meines Besuchs Gewaltthätigkeit unterschieben, um mich zu verderben? Wagen Sie es, edle Dame, und wir werden sehen, wer vor dem öffentlichen Aufsehen zurückbeben muß."

„Wahnsinniger!" rief die bestürzte Hofdame.

Und Sie wollte eine Glocke ergreifen, die auf dem Tische stand. Lucas trat keck hinzu und hielt die Hand fest.

„Sehen Sie mich an, Madame; erkennen Sie mich nicht wieder?" fragte er leise und dringend.

Die bestürzte Oberhofmeisterin starrte ihn an.

„Wollen Sie Lucas Funke verhaften lassen, damit er der Behörde die Geschichte von einem Kinde erzählt, das er in seinem Dorfe von einer vornehmen Dame zur Erziehung empfing?"

Die Oberhofmeisterin erbleichte; sie fühlte den

Druck der nervigen Faust des Mannes, aber es fehlte ihr an Muth und Kraft, sich ihm zu entziehen.

„Jetzt rufen Sie Ihre Leute!" sagte der Leinwandhändler, indem er ihre Hand losließ. „Ich werde keinen Widerstand entgegensetzen, ruhig soll man mich aus Ihrem Hause durch die Straßen führen."

Der erste Schrecken war vorüber, und die Hofdame, die schon in mancher kritischen Lage des Lebens gewesen, begriff, daß sie sich nicht sogleich gefangen geben durfte. Bei der Bosheit und Zähigkeit ihres Charakters kann es nicht Wunder nehmen, wenn sie das Mittel noch weiter anwandte, dessen sie sich gleich anfangs bei den Bauersleuten bedient hatte. Nach den getroffenen Maßregeln — der Leser erinnert sich derselben aus der Erzählung des Leinwandhändlers — konnte Lucas weder ihren Namen noch ihren Stand wissen, und daß eine Täuschung in der Person nach einer so langen Reihe von Jahren leicht möglich sei, zumal wenn ein Anlaß dazu gegeben würde, setzte sie nicht einen Augenblick in Zweifel. Die List rieth ihr, dieses Mittel anzuwenden, bevor sie das Letzte der Unter-

handlung ergriff. Sie hatte Lucas Funke, den sie nach Amerika ausgewandert wähnte, jetzt wiedererkannt.

Nachdem sie sich, wie von der Berührung erschreckt, erholt hatte, ließ sie sich in dem nächsten Lehnstuhle nieder.

„Das hat gewirkt!" dachte Lucas. „Die Frau ist so bösartig, daß man sie mit großer Vorsicht behandeln muß. Wollen sehen, was sie beginnen wird."

„Ich halte Euch für einen ehrlichen Mann!" sagte sie mit matter Stimme.

„Das ist mir lieb, gnädige Frau! Und wie können Sie auch anders — habe ich mein Versprechen, das ich Ihnen vor langer Zeit gab, nicht ehrlich erfüllt?"

„Wie, fragte sie verwundert, ein Versprechen? Ich erinnere mich nicht —"

„Seltsam!" lächelte der Leinwandhändler. „Sollten Sie ein so wichtiges Ereigniß Ihres Lebens vergessen haben, als das war, das unter meinem Dache stattfand?"

„Ich verstehe Euch nicht, guter Freund; hier muß ein Irrthum obwalten. Ihr sprecht von dem

Kinde einer vornehmen Dame, wenn ich recht gehört habe — ich bin kinderlos. Jenes junge Mädchen, das vorhin das Zimmer verließ, ist meine Nichte."

„Gnädige Frau, ich täusche mich nicht!" sagte Lucas fest. „Von einem Irrthume kann nicht mehr die Rede sein. Sie sind die Dame, die vor achtundzwanzig Jahren in meinem Hause von einem Knaben entbunden ward."

Wie im höchsten Grade indignirt zuckte die Oberhofmeisterin zusammen.

„Mann, Sie sind toll!" sagte sie entrüstet. „Wozu eine solche Beschuldigung? Hoffen Sie irgend etwas zu erlangen — o wie thöricht, daß ich mich so lange mit einem Gegenstande beschäftige, der meiner in so hohem Grade unwürdig ist. Sie kennen meine Stellung nicht, sonst würden Sie fürchten —"

„Ich fürchte nichts, Madame, denn ich bin meiner Sache zu gewiß!"

„Mein Gott, diese Hartnäckigkeit! Wenn Ihr Euch nicht bedeuten laßt, so muß ich Euch für einen Betrüger halten!" rief sie zornig, indem sie ihren Platz verließ.

„Nein, gnädige Frau, Sie halten mich weder für einen Dieb noch für einen Betrüger!" sagte ruhig lächelnd der Leinwandhändler. „Sie machen die letzte Anstrengung, um mich von sich abzuschütteln. Es hat Mühe gekostet, ehe ich die Dame ausfundschaftete, die so gewissenlos ihr Kind verließ. Wer dessen fähig ist, Madame, kann auch die Runzeln seines Gesichts benützen, die weißen Haare und die Zahnlücken, um sich vor der Welt rein zu erhalten. Ich erinnere mich recht gut, daß Sie damals sehr schön waren, obgleich Sie sich so viel als möglich unsern Blicken zu entziehen suchten. Doch das Alles will ich nicht als einen Beweis für meine Behauptung gelten lassen. Warum rufen Sie Ihre Diener nicht? Warum lassen Sie den Betrüger nicht einsperren? Warum fürchten Sie, daß ich vor Zeugen spreche? Sie sehen, gnädige Frau, der Bauer ist nicht dumm genug, um sich einschüchtern zu lassen. Zweimal haben Sie ihn mit einer elenden Summe abgespeis't — das dritte Mal fordert er viel, denn er betrachtet sich als den Vater des verleugneten Kindes."

Die Oberhofmeisterin sah den Mann an, der eine längst vergessene Geschichte, die verhaßteste

Zeit ihres Lebens, mit so grellen Farben wieder auffrischte. Die Sicherheit des Leinwandhändlers erfüllte sie mit Befürchtungen; aber immer noch konnte sie sich nicht entschließen, dem Manne als dem Besitzer ihres wichtigsten Geheimnisses, der offenbar gekommen war, um seinen Einfluß zu Erpressungen zu benützen, sich durch ein Eingeständniß unterzuordnen. Mit einem Blicke ermaß sie die Folgen, die daraus entstehen konnten. Sie hatte Feinde — wie würden sie eine Handlung aufgreifen, die man ihr zum Verbrechen anrechnen konnte? Und gerade jetzt erschien der fürchterliche Mensch, jetzt, wo zwei große Pläne zur Vollendung reif waren! Das Kritische der Lage hatte sie mit Kaltblütigkeit und Muth erfüllt, sie war nicht die Frau, die vor einem ersten Hindernisse zurückbebte. Aber was sollte sie beginnen, da Lucas nicht ohne Entscheidung von ihr gehen durfte? Die Sache erforderte reifliche Ueberlegung, und ihr fehlte die Zeit dazu.

Lucas war schlau genug, um das Uebergewicht zu begreifen, das er bereits über die Hofdame gewonnen hatte. Die verschiedenen Handwerke, die er bisher betrieben, hatten ihm eine gewisse Ge-

wandtheit verliehen, die Menschen und Verhältnisse scharf aufzufassen; er war nicht mehr der einfältige, gedrückte Bauer, der er zu jener Zeit war, als er das erste Geld von der vornehmen Dame empfing.

„Sie antworten mir nicht," sagte er ironisch lächelnd — „dann freilich muß ich wohl ein Betrüger sein, und mir bleibt nichts, als nach Beweisen zu suchen, welche die Rechtmäßigkeit meiner Forderung darthun."

„Was fordert Ihr?" fragte die Oberhofmeisterin wie zerstreut.

„Daß Sie mir die Sorge für Ihren Sohn abnehmen."

„Für meinen Sohn?" rief sie auffahrend. Und zugleich fragte sie sich: „was für ein Subject wird mir dieser gemeine Mensch zuführen?"

„Ja, gnädige Frau, Ihren Sohn!" wiederholte Lucas betonend.

„Ich habe keinen Sohn! Ich habe keinen Sohn!" sagte sie unwillig. „Wozu diese Verhandlungen? Ich begreife mich nicht!"

„Dann stehen Sie in demselben Falle wie ich; mir ist es ebenfalls unbegreiflich, daß Sie bei einem Geschäfte dieser Art so viel Schwierigkeit machen."

„Mein Gott, warum wendet Ihr Euch an mich? Was für eine Veranlassung könnt Ihr haben, mir zuzumuthen — Ihr seid ohne Zweifel an die unrechte Person gekommen. Womit wollt Ihr beweisen, daß ich die Mutter eines Kindes bin, das Euch eine unbekannte Dame vor achtundzwanzig Jahren übergab, wie Ihr sagt?"

„Ah, Sie wollen auf den Busch klopfen!" rief Lucas. „Das ist schon etwas. Nicht wahr, gnädige Frau, wenn ich Ihnen jetzt keine Beweise anführe, die Ihnen gefährlich erscheinen, so verharren Sie dabei, daß ich entweder ein Betrüger bin, oder mich in der Person irre. Gestehen Sie es nur, Sie haben mich gleich erkannt, und um mich sofort unschädlich zu machen, wollten Sie mir einen Diebstahl aufbürden, der vielleicht nicht einmal begangen ist? Sie wollten mich einschüchtern, daß ich Gott danken sollte, mit heiler Haut davongekommen zu sein? Nein, so haben wir nicht gewettet!" fügte er mit boshafter Gemeinheit hinzu. „Muß ich unverrichteter Sache Ihr Haus verlassen, weigert sich die Mutter ihr Kind anzuerkennen, so werde ich mich an den Vater wenden."

„Mensch!" fuhr die Oberhofmeisterin auf.

„Der Herr Kammerpräsident ist reich, er hat keine Erben, vielleicht ist es ihm lieb, wenn er weiß, daß sein Vermögen nicht in die Hände fremder Leute kommt. Ah, ich bin nicht unthätig gewesen, gnädige Frau! Nicht wahr, ich habe meine Pflicht als Pflegevater erfüllt?"

Der Leinwandhändler warf einen höhnenden Blick auf die Hofdame, die bleich und starr vor ihm stand. Es war ihr unbegreiflich, wie das sorgfältig verwahrte Geheimniß ihrer Jugendliebe, das selbst ihren nächsten Kreisen fremd geblieben, diesem Bauer bekannt geworden sein konnte.

Die Verhältnisse gestalteten sich immer bedrohlicher, und der Oberhofmeisterin drängte sich die Befürchtung auf, daß gerade die, deren Sturz sie vorbereitete, diese Entdeckungen veranlaßt hätten, um ihr ein kräftiges Schutzmittel entgegenzustellen. Und wie konnte auch dem Leinwandhändler gestattet gewesen sein, einen Blick in die Sphäre zu werfen, der jenes Geheimniß angehörte. Der Legationsrath gewann dabei eine furchtbare Bedeutung, sie hielt ihn selbst für den Haupturheber dieser Enthüllungen, und dieser Gedanke leitete sie zu dem Schlusse, daß er um die Entwendung der Papiere wisse, die den

Grund zu weitern Nachforschungen gegeben haben. Hätte sie gewußt, daß die alte Magd als Werner's Wirthin noch lebte, und daß Lucas von ihr die ersten Andeutungen erhalten, sie würde vielleicht einen andern Plan ergriffen und ausgeführt haben. Jetzt hielt sie für nöthig, Lucas auszuforschen; sie mußte wissen, ob er aus freiem Antriebe gekommen oder von der ihr feindlichen Parthei abgesendet sei. Mußte sie das Letztere auch für einen großen Mißgriff halten, so kam es ihr dennoch aus den angegebenen Gründen wahrscheinlich vor. Lucas mußte also um jeden Preis gewonnen werden, denn nur so konnte sie die Pläne ihres Feindes überschauen. Sowohl ihre Stellung bei Hofe als in der Stadt stand auf dem Spiele.

„Mein Freund," begann sie völlig gefaßt, „Euere Angelegenheit interessirt mich, ich will Euch anhören."

„Dann werden wir bald in's Klare kommen!"

„Gesetzt nun, ich wäre die Mutter, die Ihr sucht —"

„In diesem Falle würde ich fragen: wollen Sie Ihren Sohn jetzt anerkennen oder nicht?"

„Wenn ich nun Gründe hätte, ihn Euern Pflegesohn bleiben zu lassen?"

„Das habe ich vorausgesehen."

„Gut!"

„Und deshalb bin ich in aller Stille zu Ihnen gekommen."

„Aus eigenem Antriebe?"

„Wer sollte mich wohl veranlassen?"

„Ihr sagt, Ihr habt als ehrlicher Mann Euer Wort gehalten —"

„Ich habe nie vergessen, daß ich einen Eid unterschrieben — von mir hat keine Seele erfahren; nicht einmal Ludwig, Ihr Sohn selbst —"

„Genug!" unterbrach ihn die Oberhofmeisterin, die von dem Sohne nichts weiter hören wollte. „Ihr nanntet mir vorhin den Kammerpräsidenten, wenn ich nicht irre."

„Ganz recht, der Kammerpräsident ist der Vater!" antwortete Lucas bestimmt.

„Euere Annahme ist sehr kühn."

„Nichts destoweniger aber richtig."

„Und was veranlaßt Euch dazu?"

„Das ist mein Geheimniß, gnädige Frau.

Sie werden es aber erfahren, wenn wir unser Geschäft geordnet haben."

„Ein neues Zwangsmittel!" murmelte die Hofdame, welche die Verschlagenheit des Leinwandhändlers bewundern mußte, mit der er ihre Nachgiebigkeit provocirte.

„Sie haben mich selbst gelehrt, vorsichtig zu sein!" sagte Lucas achselzuckend.

„Zur Sache! Was fordert Ihr?"

„Das Vermögen, das von Gottes und Rechtswegen meinem Pflegesohne gebührt. Bis zu diesem Augenblicke ist er der Meinung, ich sei sein rechter Vater — wollen Sie also, daß dieses Verhältniß bleibe, so setzen Sie mich in den Stand, wie ein rechter Vater zu handeln."

Die Oberhofmeisterin erschrak vor dieser Forderung, die in einem ruhigen, festen Tone gemacht wurde, als ob es sich um einen unbedeutenden Gegenstand handelte.

„Euch leitet der Eigennutz!" sagte sie, ihre Bestürzung so viel als möglich verbergend.

„Mag sein, die Zeiten sind schlecht wie die Menschen, durch fleißige Arbeit bringt man es zu nichts. Ich will nicht leugnen, daß dies eine Spe-

culation ist wie jede andere — aber sie kommt nicht allein mir und Ihrem Sohne zu Gute — Sie selbst, gnädige Frau, haben den größten Vortheil davon. Es wird niemandem einfallen, Sie eines jugendlichen Fehltritts zu zeihen, Sie bleiben die hochachtbare Dame, für die man Sie allgemein hält. Da Sie ohne Kinder sind, wird es durchaus nicht auffallen, man wird es Ihnen vielmehr zu einem großen Verdienste anrechnen, wenn Sie einen armen Mann zu Ihrem Erben einsetzen. Unter welchem Vorwande dies auszuführen sei, wird Ihnen der Herr Kammerpräsident am besten zu sagen wissen. Ihm können Sie sich anvertrauen, denn er ist ja bei der Angelegenheit nicht minder betheiligt, als Sie. Doch, wozu setze ich Ihnen das Alles auseinander — ?"

In diesem Augenblicke trat Nathalie ein. Sie war verwundert, ihre Tante mit dem Leinwandhändler in einem ruhigen Gespräche zu sehen.

„Wo ist Euere Waare?" fragte anscheinend gleichgültig die Hofdame.

„Draußen im Vorzimmer, gnädige Frau. Es sind zwei Stücke der feinsten Leinwand."

„Nennt mir den Preis."

„Zwanzig Gulden für das Stück.“

„Gut. Nathalie, sieh nach, ob die Waare preiswürdig — ich bin geneigt, sie zu kaufen.

Das junge Mädchen entfernte sich. Als es die Thür öffnete, sah Lucas mehrere Männer in dem Vorzimmer. Er warf einen fragenden Blick auf die Oberhofmeisterin. Diese verstand ihn, denn sie antwortete:

„Es sind meine Leute — wie ich sehe, bedarf ich ihrer nicht!“

„Zum Glücke für uns beide.“

„Geht,“ rief sie durch die Thür, „das Mißverständniß hat sich gehoben!“

„Jetzt soll Sommer nicht mehr über mich triumphiren!“ flüsterte Lucas vor sich hin. „Mag er immerhin die Quelle seines Reichthums verschweigen — ich werde ihn nicht mehr zu beneiden haben. Mit einer Kleinigkeit lasse ich mich nicht wieder abspeisen.“

Die Oberhofmeisterin schloß die Thür und trat in das Zimmer zurück.

„Wo haben wir uns das letzte Mal gesprochen?“ fragte sie.

„Auf der großen Brücke in Dresden.“

„Ich händigte Euch eine Summe zur Auswanderung ein —"

„Ganz recht; aber mein Weib ward krank, und ich mußte meine Reise aufschieben. Als sie nach einem Jahre wieder genaß, war mein Geld so weit zusammen geschmolzen, daß ich meinen Auswanderungsplan aufgeben mußte. Ich etablirte nun einen Leinwandhandel, der mich kümmerlich ernährte. Später starb meine Frau, und mir lag die Ernährung der Familie ob. Meine Handelsgeschäfte brachten mich in diese Gegend und in Ihr Haus — das Wiedererkennen war nicht schwer, da der Ton Ihrer Stimme sich nicht verändert hat."

„Sie fordern also ein Vermögen für das Kind?" fragte sie ruhig.

„Ja, gnädige Frau. Ludwig ist achtundzwanzig Jahre alt, es ist Zeit, daß er etwas beginne."

„Wo befindet er sich in diesem Augenblicke?"

„Nicht weit von hier, gnädige Frau."

„Ich möchte ihn sehen —"

„Dann müßte ich ihn zuvor mit dem Geheimnisse bekannt machen —"

„Er weiß wirklich nicht darum?" fragte die Oberhofmeisterin mit einem stechenden Blicke.

„Er ist der Meinung, daß seine Mutter gestorben sei.“

Die Oberhofmeisterin sann einen Augenblick nach. Das Muttergefühl regte sich nicht bei dem Gedanken an ihr Kind, das Herz schwieg, nur der Verstand sagte ihr: Die Wichtigkeit der Sache erfordert, daß man die Leute kennen lernt, die man zu fürchten hat.

„Kann ich darauf rechnen,“ fragte sie, die forschenden Blicke fest auf Lucas gerichtet — „kann ich darauf rechnen, daß ich Ludwig Funke, und keinen andern zu sehen bekomme?“

„Bei meiner Ehre!“ antwortete Lucas betheuernd.

„Ich muß Zeit gewinnen,“ dachte die Oberhofmeisterin. „Gut,“ sagte sie laut, „ich will Euch trauen, Funke; stellt mir den jungen Menschen vor, und finde ich, daß er des Glückes werth ist, das Ihr ihm zugedacht, so werde ich mich mit Euch verbinden, seine Zukunft zu sichern. Verschweigt ihm, daß Ihr ihn zu einer Dame führt, die das lebhafteste Interesse für ihn hegt —“

„Befürchten Sie nichts, gnädige Frau! Er würde es mir nicht einmal glauben, wenn ich ihm

sagte, daß seine Ernährerin nicht seine Mutter gewesen sei. Aber unter welchem Vorwande soll ich ihn zu Ihnen führen? Wo wollen Sie ihn sehen?"

„Nicht in meinem Hause!" sagte eifrig die Oberhofmeisterin.

„Sie haben zu bestimmen."

Die Hofdame sann einige Augenblicke nach. Plötzlich fielen ihre Blicke auf ein Gartenhaus, das sich zwischen den blätterlosen Zweigen der Bäume vor dem Fenster zeigte und dicht an dem Gitter stand.

„Seht Ihr jenes Haus?" fragte sie, mit dem Finger dorthin deutend.

Lucas sah durch das Fenster. Ein breiter Weg führte von dem Wohnhause zu dem zierlichen Gebäude, dessen Thür und Fenster dicht verschlossen waren.

„Ja!"

„Schlag sieben Uhr diesen Abend werde ich dort sein. Sendet Euern Sohn mit der quittirten Rechnung über die gekauften Waaren, und ich werde ihm die Summe auszahlen. Die Gitterthür

wird er angelehnt finden. Alles Uebrige überlaßt mir."

„Und wann kann ich mich zu dem Geschäftsabschlusse einfinden?"

„Euer Sohn wird Euch Antwort bringen. Ich zähle auf Euere Verschwiegenheit Funke!"

„Wie ich auf Ihre Billigkeit, gnädige Frau!"

Lucas grüßte, und verließ das Zimmer. Er war zufrieden mit dem Ausgange der Sache. Im Vorzimmer übergab er Nathalien die Leinwand, und entfernte sich, ein lustiges Liedchen zwischen den Zähnen summend. Die Domestiken sahen dem Manne, der ihnen als verdächtig bezeichnet war, verwundert nach.

Zweites Kapitel.

Lucas wählte den kürzesten Weg zu Werner's Wohnung. Er traf den kleinen verwachsenen Mann in einem leidenden Zustande. Der Tapezierer trug eine wollene Mütze, die den ganzen Kopf einhüllte, eine wollene Jacke, die fast bis an die Knie reichte, und große Pelzpantoffeln. Es läßt sich denken, daß der verkrüppelte Mensch in diesen Kleidern einen komischen Anblick bot. Verwundert blieb Lucas auf der Schwelle stehen, als er dieses gnomenartige Wesen erblickte.

„Himmel," dachte er, „wie würde sich die gnädige Frau, die ohne Zweifel einen hübschen, rüstigen Kerl erwartet, über ihren Sohn freuen, wenn sie ihn so erblickte! Mir kommt es zu statten, wenn sie dieses Monstrum nicht anerkennt."

Werner zog seine Mütze aus den Augen, und starrte den Besuch an.

„Was wollen Sie?“ fragte er leise mit seiner heisern Stimme.

„Sie sind doch Herr Ludwig Werner?“ fragte Lucas, obgleich er ihn auf den ersten Anblick erkannt hatte.

„Der bin ich; aber Sie —?“

„Lucas ist mein Name.“

„Lucas!“ sagte Werner, und sein Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an. „Ich habe Sie lange vergebens erwartet.“

„Man trifft ja den jungen Herrn so selten zu Hause, daß man sich glücklich preisen muß —“

„Gut, Herr Lucas! Schließen Sie die Thür und nehmen Sie Platz. Aber vor allen Dingen bitte ich, leise zu reden, denn bei den dünnen Wänden sind wir vor Lauschern nicht sicher.“

Lucas warf sich auf einen Stuhl.

„Wir machten Bekanntschaft in der Waldschenke — ich freue mich, daß ich sie fortsetzen kann.“

Werner ließ sich in seinem Lehnstuhle nieder.

„Ich bin krank,“ sagte er, „und deshalb ersuche ich Sie, mich zu entschuldigen, wenn ich nicht mehr als eben nöthig ist rede. Der Arzt hat

Ruhe anbefohlen, und vorzüglich soll ich jede geistige Aufregung vermeiden."

„Oho!" sagte Lucas. „Sie kennen den Gegenstand unserer Unterredung, denn ich habe ihn genugsam angedeutet, als wir in der Waldschenke uns trennten. Mir liegt nichts daran, wenn ich auf der Stelle den Weg zurückgehe, den ich gekommen bin, denn meine Zeit ist sehr gemessen. Ich habe geglaubt Ihnen eine Gefälligkeit zu erzeigen — wenn Sie aber wollen, komme ich in sechs Monaten oder in einem Jahre wieder, je nachdem mich meine Geschäfte in diese Stadt führen. Es thut mir leid, daß ich Sie in Ihrer Ruhe gestört habe, armer Freund!"

Lucas erhob sich und reichte Werner die Hand zum Abschiede.

Werner sah mit seinen großen Augen zu ihm empor.

„Sie wollten mir Aufschluß über meine Eltern geben," sagte er. „Mir liegt nichts daran, sie kennen zu lernen, denn ich kann ihnen für ein Leben nicht danken, das mir zur Last ist. Geld und Gut habe ich nicht das Recht von ihnen zu fordern; wohl aber einen gesunden Körper. Die

grobe Vernachlässigung, die mich zu einem gebrechlichen Menschen gemacht hat, muß mich mit Gleichgültigkeit gegen die Urheber derselben erfüllen."

Der Geschäftsmann lächelte verlegen, denn die Wendung der Dinge paßte nicht zu seinem Plane. Weigerte sich Werner, irgend etwas zu unternehmen, so war es um den in Aussicht stehenden Gewinn geschehen. Er dachte zwar an einen Stellvertreter; wo aber sollte er einen solchen in der kurzen Zeit des Nachmittags finden?

„Sie haben Recht," sagte er mitleidig; „ich hätte die Person erwürgen mögen, der ich den hübschen muntern Ludwig anvertraut hatte. Aber was konnte ich thun? Das Unglück war einmal geschehen und keine Macht der Erde würde es geändert haben."

„Lieber Mann, in welcher Beziehung standen Sie damals zu mir?" fragte Werner, der ebenfalls Gleichgültigkeit erheuchelte, um dem schlauen Lucas gegenüber, den er im Verdachte einer Speculation hatte, einen Plan zu verfolgen.

„Ihnen dies mitzutheilen, ist ja eben der Zweck meines Besuchs. In der Waldschenke nannten Sie mir den Namen Ludwig Werner — ich

erinnerte mich des armen Kindes, das dieselben Namen führte, Sie sind Tapezierer — auch jener Knabe ging von mir in das Haus eines Tapezierers über — wie konnte ich nun zweifeln, daß Sie derselbe sind, an den ich so oft gedacht habe?"

„Sie haben an mich gedacht?" fragte Werner.

„Ah, man vergißt so leicht nicht ein Kind, das so schöne Anlagen zeigte, ein tüchtiger Mann zu werden. Unter meiner Sorge, unter meinen Augen haben Sie Ihre ersten Jahre verlebt, mein Bester! Und wissen Sie auch, daß ich Sie über die Taufe gehalten habe, daß Sie nicht Werner, sondern Funke heißen? Ja ja, mein Name ist Lucas Funke."

„Der Name thut nichts zur Sache," sagte der Tapezierer. „Wenigstens wüßte ich nicht, welchem von Beiden ich den Vorzug geben sollte. Ich bin elternlos, und wie man mich auch nennen mag, meine Verhältnisse bleiben dieselben."

„Das kommt noch darauf an!"

„Wie? Steht mir eine Erbschaft in Aussicht?" fragte Werner, ruhig lächelnd.

„Ich hätte eine andere Frage erwartet."

Der Tapezierer sah neugierig auf.

„Traurige Verhältnisse," fuhr Lucas fort,

„trennten Sie früh von Ihren Eltern, Sie waren eine Waise, obgleich Vater und Mutter noch lebten. Ludwig," sagte der Leinwandhändler mit erkünstelter Rührung, „Deinem Vater blutete das Herz, daß er so wenig für Dich thun konnte, er war selbst ein Bettler, und deshalb sah er es gern, daß Dich der wohlhabende Tapezierer zu sich nahm. Ich glaubte nicht besser für Dich sorgen zu können, als wenn ich meinen Schmerz bekämpfte, den mir die Trennung von Dir bereitete, und Dich dem guten, frommen Manne übergab, von dem Du nichts als den Namen Werner geerbt hast. Ich habe lange in traurigen Verhältnissen gelebt — der Zufall führte mich Dir entgegen —"

„Ja, das ist seltsam!" murmelte Werner, der verwundert den Besuch ansah. „Sie sind ja so gerührt, als ob Sie mein eigener Vater wären. Sie sprachen vorhin von einer Erbschaft —"

„Ja!"

„Fordern Sie nicht, daß ich Ihnen dankbar bin?"

Lucas änderte den Ausdruck seines Gesichts. Mit einem Anfluge von Impertinenz sagte er:

„Wenigstens dafür, daß ich Sie als den recht=

mäßigen Erben legitimire, und daß ich Ihnen die Mutter nenne, die Sie zu beerben haben — vielleicht auch den Vater!"

„Also das ist Ihre Absicht! Meine Vermuthung hat mich nicht getäuscht. Sie machten ein Geschäft mit meiner Erziehung, und jetzt wollen Sie ein zweites Geschäft mit meiner Anerkennung machen. Sie sehen, ich bin krank und gebrechlich — wahrlich eine schlechte Waare. Lassen Sie hören," fügte er wie im Ueberdrusse hinzu — „wer ist mein Vater?"

„Sie sind ein seltsamer Mensch, mein Bester!" rief Lucas lachend, indem er sich wieder auf dem Stuhle niederließ. „Mir scheint, Sie wollen sich meiner Hülfe nicht bedienen, obgleich ich die einzige Person bin, die Ihnen nützlich sein kann. Wenn ich schweige, ist Ihnen die ganze Welt verschlossen; wenn ich rede, bieten sich Ihnen glänzende Aussichten dar. Von mir hängt es ab, daß Sie ein Mensch ohne Namen, ein armer Teufel bleiben, über den man lacht. Aber ich will Sie glücklich machen — und was fordere ich dafür?"

„Nun?" fragte Werner gespannt.

„Eine kleine, eine winzig kleine Gefälligkeit."

„Reden Sie!"

„Ich habe heute zwei Stück Leinwand verkauft, und soll diesen Abend sieben Uhr die quittirte Rechnung einsenden, damit die Summe von vierzig Gulden ausgezahlt werde. Um dieselbe Zeit habe ich an einem zweiten Orte ein Geschäft, das mir von größerer Wichtigkeit ist."

„Und nun wollen Sie, daß ich statt Ihrer das Geld erhebe?"

„Sie sind ein zuverlässiger Mann — ja, ich wollte Sie darum bitten."

Werner saß einen Augenblick zusammengekauert in seinem Sessel, und sah sinnend zu Boden. Plötzlich sah er den Leinwandhändler an.

„Herr Funke," sagte er, „die Sache ist an und für sich so geringfügig, daß sie kaum einer längern Unterhaltung werth erscheint. Ich bin gern gefällig, Ihr Freund Sommer wird Ihnen dies am Besten bestätigen können. Nachdem Sie aber einen so großen Preis auf die Erfüllung Ihrer Bitte gesetzt haben, muß ich annehmen, daß Ihr Auftrag eine geheime Bedeutung hat. Hätten Sie mich ohne Umschweife darum ersucht, so würde ich es einfach und natürlich gefunden haben; so aber

müßte ich ja mit Blindheit geschlagen sein, wollte ich anders davon denken. Meine anfängliche Weigerung, überhaupt auf Ihre Eröffnungen einzugehen, hatten keinen andern Zweck, als Sie auszuforschen. Sie sehen, daß Sie einen Fehlgriff gethan haben, und daß ich mich nicht wie einen einfältigen Tropf fangen lasse. Ich habe jetzt einen neuen Grund, Ihnen zu mißtrauen."

„Oho!" rief Lucas, der sich ertappt sah, und nun zu seinem gewöhnlichen Mittel, der Unverschämtheit, seine Zuflucht nahm. „Wollen Sie mir nicht auch sagen, daß ich überhaupt an den unrechten Mann gekommen bin? Vielleicht bin ich auch der Lucas Funke nicht, der Sie erzogen hat?"

Werner erhob sich, und sah seinen Gast mit durchdringenden Blicken an. Sein fahles, hageres Gesicht erhielt ein fast unheimliches Aussehen.

„Sie sind Funke," sagte er, „und ich bin jenes unglückliche Geschöpf, dessen sich die herzlose Mutter gleich nach seiner Geburt entäußerte. Darüber kann weder bei mir noch bei Ihnen ein Zweifel obwalten. Aber mir scheint, es ist jetzt die Zeit

gekommen, wo Sie endlich einmal von einer Angelegenheit absehen, die Sie bereits zur Ungebühr ausgebeutet haben. Die Mutter können Sie vielleicht nicht mehr unmittelbar erreichen, Sie bedürfen jetzt eines Mittels, und dieses Mittel glauben Sie in mir gefunden zu haben. Bekennen Sie es nur, daß ich Sie durchschaue, wenn Sie auch höhnisch lächeln und mich mit mitleidigen Blicken ansehen. Sie streben umsonst danach, mir meine Abhängigkeit von Ihnen zu beweisen. Nicht wahr, diese wollten Sie beweisen, als Ihre List nicht anschlug? Es bedarf Ihrer Mitwirkung nicht, mein Freund, wenn ich mir die Anerkennung verschaffen will, die mir meiner Geburt nach gebührt. Und könnte es nicht anders geschehen, so würde ich selbst Ihre Hülfe verschmähen, da mir meine Mutter, auch wenn sie ihre Pflicht nicht gegen mich erfüllt hat, zu lieb ist, um sie den Ränken eines Abenteurers preiszugeben."

„Oh, mein Freund, Sie werden grob!" rief Lucas. „Sie wähnen, Sie seien von mir nicht abhängig? Gut, versuchen Sie Ihr Heil ohne mich! In einer Stunde finden Sie mich bei Ihrer Gegenparthei, und wenn man Sie für einen

Verrückten hält, der in das Tollhaus geschickt werden muß, so können Sie von Glück sagen. Oder fürchten Sie das, und schweigen lieber still, so werde ich die Dame aufmerksam auf Sie machen, werde ihr sagen: dort, Madame, jener scheußliche Krüppel ist Ihr Sohn, er geht damit um, sich Anerkennung zu verschaffen, sehen Sie sich vor, er ist ein gefährlicher, raffinirter Bursche, den man bei Seite werfen muß! Glauben Sie, Herr Ludwig Werner, daß diese Andeutung ohne Erfolg bleiben wird? Und glauben Sie, daß die vornehme, mächtige Dame mich dafür nicht gut bezahlen wird? Sie sehen, daß ich Ihrer nicht bedarf, um aus dieser Angelegenheit Geld zu ziehen. Ich kann nur auf eigene Faust handeln, und ein hübsches Kapital ist mir gewiß. Aber ich bin ein guter Kerl, ich will Sie nicht verderben, denn ich erinnere mich des kleinen Ludwigs, den meine verstorbene Frau gesäugt hat, noch immer mit väterlicher Anhänglichkeit. Also wählen Sie jetzt zwischen meiner Freundschaft und meiner Feindschaft. Ist Ihnen die Erstere lieber, so erfüllen Sie ohne zu fragen diesen Abend meinen Auftrag, und morgen sprechen wir weiter."

„Wo ist die Quittung?" fragte Werner, anscheinend in Furcht gejagt.

„Hier!"

Lucas holte eine Brieftasche hervor, schrieb mit Bleistift einige Zeilen auf ein Papier, und überreichte es dem Tapezierer. Dieser las:

„Für zwei Stück feiner Leinwand vierzig Gulden empfangen zu haben, bescheinigt Lucas Funke."

„Und wem überreiche ich sie?" fragte er.

Der Leinwandhändler beschrieb das Gartenhaus der Oberhofmeisterin, das dem Tapezierer bekannt war.

„Gartengitter und Hausthür," fügte er hinzu, „werden Sie offen finden. Eine Dame erwartet den Ueberbringer dieser Quittung, um das Geld auszuzahlen. Und damit Sie im Voraus den Beweis meiner guten Absicht erhalten, mache ich Ihnen die kleine Summe zum Geschenk. Daß Ihnen in dem Hause einer vornehmen Dame keine Unannehmlichkeiten begegnen können, in einem Hause, das mitten in der Stadt liegt, bedarf wohl keiner Erwähnung. Aber darauf muß ich Sie noch aufmerksam machen, daß Sie sich nur als

den Boten des Papiers zeigen; Sie kennen weder den Absender, noch wissen Sie eine Silbe von Ihrer Herkunft. Um acht Uhr erwarte ich Sie hier in Ihrer Wohnung, und Sie werden mir Bericht erstatten."

Werner verbarg ruhig das Papier in einem Schranke.

„Ist das Alles, was Sie mir aufzutragen haben?" fragte er dann.

„Ja!"

„Dann erlauben Sie mir eine Frage, Herr Lucas Funke."

„Ich höre."

„Sie glauben nun, daß ich nach Ihrer Pfeife tanze? Sie glauben, daß ich aus Furcht mich einem Unternehmen beigeselle, das ich aus tiefster Seele verabscheue?"

„Sie kennen meine Gewalt!" flüsterte Lucas drohend und mit vor Zorn glühenden Blicken.

„Ich kenne Ihre Ohnmacht!" antwortete ruhig lächelnd der Tapezierer.

„Teufel, meine Geduld geht zu Ende!"

„Verlängern Sie sie noch ein wenig, Herr Funke, und hören Sie mich ruhig an, ich meine

es gut mit Ihnen, denn ich kann den nicht in's Unglück stürzen, den ich einige Jahre lang Vater genannt habe, wenn er es auch verdient. Sie wollen die Dame auf den scheußlichen Krüppel aufmerksam machen, der die Absicht hat, sich als ihren Sohn gelten zu machen?"

„So wahr ich lebe, wenn Sie nicht ohne Widerrede —!"

„Still, Lucas, so weit wird es nicht kommen. Was meinen Sie, wenn der scheußliche Krüppel die Dame auf den Dieb aufmerksam macht, der ihr ein Paket Briefe und ein Kästchen mit werthvollem Geschmeide gestohlen hat?" sagte Werner ganz leise und indem er sich dem Ohre des Leinwandhändlers zu nähern suchte. „Ob die Dame dann wohl geneigt sein möchte, sich mit Ihnen zum Sturze meiner Person zu vereinigen? Und, frage ich, wer ist jetzt der Abhängige von uns Beiden?"

Lucas starrte den Bucklichten an. Es war ersichtlich, daß er danach rang, seine Bestürzung zu verbergen.

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte er.

„Ihrem Scharfsinne kann es nicht schwer

werden, mich auch ohne Erklärung zu verstehen. Ich füge nur noch hinzu, daß ich Beweise besitze, den Dieb zu überführen. Jetzt ziehen Sie einen Schluß und richten Sie Ihre Forderungen danach ein."

„Element," rief Lucas auffahrend, „das klingt ja fast, als ob Sie mich für — —"

„Still, wackerer Mann, still!" unterbrach ihn Werner, indem er seine große, hagere Hand emporstreckte. „Ich erinnere Sie daran, daß meine Wände sehr dünn sind."

Der Leinwandhändler kniff zornbebend seine Lippen zusammen.

„Sie wollen mich also als einen Dieb anklagen?" flüsterte er.

„Sobald Sie sich unterstehen, irgend etwas in meiner Familienangelegenheit zu unternehmen. Sie sind abgefunden, und wenn ich später etwas für Sie thun will, so wird das nur von meinem guten Willen abhangen!" gab Werner fest und entschieden zur Antwort, wobei seine großen Augen im Feuer der Entrüstung glühten.

„Elender Wurm!" zischte Lucas, dessen Gesicht vor Zorn bleich geworden war.

Der Tapezierer war hinter seinen Lehnstuhl getreten.

„Spotten Sie meines Körpers, dessen Verkrüppelung Sie auf dem Gewissen tragen, wenn Sie noch ein Gewissen besitzen!“ antwortete er in einem ruhigen Ernste. „Aber fürchten Sie das Uebergewicht meiner moralischen Stellung, das ich in seinem ganzen Umfange gelten machen werde. Wenn ich als Ihr Ankläger auftrete, sind Sie rettungslos verloren. Ich wollte schweigen, aber Sie selbst haben mich zu reden gezwungen. Leiten Sie aus meinen Jugendverhältnissen keine Schonung für sich ab, mein Entschluß steht unerschütterlich fest! Wagen Sie einen Schritt, und Sie sind dem Arme der Gerechtigkeit verfallen. Mir wird man glauben, aber nicht Ihnen!“

„Es ist klar,“ dachte der wuthbebende Lucas, „Sommer hat geschwatzt! Ich wüßte nicht, wie er sonst mein Geheimniß erfahren haben könnte. Der elende Schuft!“ murmelte er zwischen den Zähnen! „Er soll es büßen!“

„Sie scheinen zu zweifeln, daß ich wirklich die angedrohte Gewalt über Sie besitze,“ sagte Werner, der über die hohe Lehne des Stuhls hin-

wegsah, als ob er das Möbel zu seinem Schutze verwenden wollte. „Zweifeln Sie nicht, ich habe Alles vorgesehen. Sie können mich, den kranken, schwachen Menschen, mit einem Schlage niederschmettern, daß mein Mund für ewig schweigt; aber auch mein Schweigen wird Ihre Anklage sein. Ich habe gewisse Papiere an einem andern Orte niedergelegt — sie werden erbrochen, wenn mir plötzlich ein Unglück begegnen sollte. Unter diesen Papieren befindet sich auch eine Schrift, wonach ein gewisser Lucas Funke eidlich angelobt, einen Knaben ordentlich nnd christlich zu erziehen, als ob er sein leibliches Kind wäre, und nie solle ein Mensch erfahren, daß Ludwig anderer Abstammung sei, als der angegebenen. Diesem Papiere habe ich die nöthigen Erläuterungen beigefügt. Nicht wahr, Sie erinnern sich doch, daß eine solche Schrift vorhanden ist? Diese Schrift befand sich bei den entwendeten Sachen.“

„Und daraus wollen Sie schließen, daß ich der Dieb bin?“ fragte Lucas mit frecher Stirn, denn er schöpfte neue Hoffnung, den Verdacht von sich dadurch abzuwälzen, daß er den Bucklichten irre leitete.

„Es bleibt der Kriminalbehörde überlassen, einen Schluß zu ziehen, wenn sie meine Erläuterungen gelesen hat. Doch wir müssen zu Ende kommen, und darum hören Sie meine Bedingungen."

„Bedingungen?" fragte Lucas höhnend. „Kleiner Mann, sind Sie toll geworden, daß Sie mir Bedingungen vorschreiben wollen?"

„Die Erfüllung derselben hängt freilich von Ihnen ab."

„Gut, ich will doch sehen, wie weit Sie den Spaß treiben. Was haben Sie mir vorzuschreiben?"

„Sie überlassen mir allein die Verhandlungen mit der bewußten Dame —"

„Vortrefflich! Was weiter?"

„Verlassen, aus Rücksicht für Ihre Sicherheit, auf der Stelle die Stadt, und geben mir einen Ort an, wo ich das für Sie einkassirte Geld niederlegen kann, so daß es richtig in Ihre Hände gelangt. Ist es mir möglich, noch eine Summe beizufügen, so wird es geschehen. Ich denke, Sie schlagen den Weg ein, den ich Ihnen jetzt bezeichne, denn er ist friedlich, gefahrlos, und daß er für Sie zu einem Ziele führt, verbürge ich Ihnen hiermit.

Durch mich sollen Sie die Mittel erhalten, ein ordentlicher Mann zu werden, das heißt, Europa zu verlassen, wie Sie längst beabsichtigt haben. Weigern Sie sich, auf diesen Vorschlag einzugehen, so muß ich leider vergessen, daß Sie mein Pflegevater sind."

„Ist das Alles?"

„Nein!"

„Ich höre weiter!" sagte Lucas, indem er sich auf seinen Stock stützte.

„Antworten Sie mir: daß Sie die Dame in dieser Angelegenheit bereits gesprochen haben, ist klar?"

„Ja!"

„In wieweit haben Sie ihr Aufschlüsse über mich gegeben —?"

„Ueber Sie?"

„Oder vielmehr über ihren Sohn?"

„Nun," sagte Lucas, dem das Vortheilhafte des vorgeschlagenen Handels einleuchtete, da er als Dieb ertappt zu werden fürchtete — „nun, sie will den sehen, der ihr Sohn ist. Da habe ich ihr denn gesagt, daß ich ihn mit der Rechnung schicken würde."

„Stellte die Dame keine Bedingungen?"

„O, daran ließ sie es nicht fehlen!"

„Nun?"

„Der junge Mann solle nicht wissen, daß er zu seiner Mutter käme. Das habe ich versprochen; aber leider wußten Sie schon —"

„Hier sind Sie außer Schuld; ich werde mich danach zu benehmen wissen."

„Also wollen Sie zu ihr gehen?" fragte Lucas.

„Aus eigenem Antriebe — verstehen Sie? Aus eigenem Antriebe!" sagte Werner betonend. „Ich bin der Agent, nicht Sie!"

„Nun, dann sind wir ja im Klaren!" rief Lucas, indem er freudig aufsprang. „Verhandeln Sie statt meiner, und die Sache ist abgemacht."

„Nicht ganz!" sagte Werner bedächtig.

„Haben Sie noch Bedenken? Himmel, welch ein Mißtrauen! Bedenken Sie doch, daß Vater und Sohn einer gewissenlosen Mutter gegenüberstehen, einer bösen, verschlagenen Frau, die kein Mittel unversucht lassen wird, uns unschädlich zu machen."

„Eben dieses habe ich bedacht! Um ihr völlig gerüstet entgegentreten zu können, müssen Sie mir

Alles mittheilen, was Sie von den frühern Verhältnissen wissen."

Lucas ward zutraulich, und erzählte die ganze Geschichte noch einmal, die der Leser bereits kennt. Der Eintritt der Wirthin unterbrach den Erzähler. Sie war erstaunt, den Fremden zu sehen, dem sie in ihrer Schwatzhaftigkeit so verfängliche Mittheilungen gemacht hatte.

„Sind Sie wieder angekommen?" fragte sie.

„Element," rief Lucas, „ich muß doch meinen kleinen Vetter einmal besuchen!"

„Ihren Vetter?"

„Sie haben mich so oft abgewiesen, daß ich Gott danken muß, ohne Sie die Thür gefunden zu haben."

Die gute Frau gab dem Leinwandhändler einen verstohlenen Wink zu schweigen.

„Was wollen Sie zu Abend essen?" fragte sie ihren Miethsmann.

„Nichts!" gab Werner kalt zur Antwort. „Ich bin zu Tische geladen."

„Vielleicht bei Seiner Durchlaucht, unserm Fürsten selbst?" fragte ironisch die Alte. „Nein, Sie glauben nicht," wandte sie sich eifrig zu dem

Gaste, „was für vornehme Bekanntschaften Ihr Vetter hat. Bald schickt der Kammerjunker, bald die Oberhofmeisterin, bald der Kammerpräsident, bald der Legationsrath, der neulich geadelt ist — es sollte mich nicht wundern, wenn mein Miethsmann selbst noch geadelt und bei dem Fürsten zur Tafel gezogen wird!"

Lucas machte ein ernstes Gesicht. Hätte er noch geschwankt, sich dem Vorschlage Werner's zu fügen, diese Worte der Alten würden seinen Entschluß festgestellt haben. Der kleine Bucklichte schien ihm jetzt ganz der Mann zu sein, der ihm schaden und nützen konnte. Um seine völlige Ergebenheit an den Tag zu legen, erhob er sich, gab dem Tapezierer die Hand, und sagte:

„Ich gehe jetzt, Vetter, weil ich vor Abend noch einige Geschäfte zu besorgen habe, die ich nicht aufschieben kann."

„Wann werden Sie reisen?" fragte Werner mit einem bedeutungsvollen Blicke.

„Sobald Sie den Brief geschrieben haben, den ich mitnehmen soll."

Der Tapezierer sann einen Augenblick nach. Dann sagte er:

„Besuchen Sie mich morgen Mittag, und Sie werden den Brief erhalten."

Nach einem kräftigen Händedrucke, den nur die beiden Männer verstanden, entfernte sich Lucas. Die Wirthin gab ihm das Geleite bis zur Thür. Sie wollte ein Gespräch anknüpfen; Lucas aber entzog sich ihm unter dem Vorwande, daß er schon zu lange bei dem Vetter geblieben sei.

„Die Sache ist nicht richtig!" murmelte die Alte, indem sie die Thür schloß. „Mir hat Werner gesagt, er habe keine Verwandte mehr in der Welt, und nun ist plötzlich ein Vetter da, als ob er vom Himmel gefallen wäre. Als er vorigen Herbst hier war, schien er von der Verwandtschaft noch nichts zu wissen. Man will mich betrügen, das ist klar! Aber ich werde mich nicht betrügen lassen. Diese verwünschte Geheimnißkrämerei, sie drückt mir noch das Herz ab!"

Mürrisch stieg sie die Treppe wieder hinan. Werner's Thür war verschlossen. Die Frau klopfte und rief.

„Wenn ich angekleidet bin, komme ich zu Ihnen!" rief der Bewohner des Zimmers.

„Gerechter Gott, wollen Sie denn ausgehen? Sie sind ja krank!“

„Ich bin von dem Fürsten zur Tafel geladen!“ antwortete Werner. „Bei solchen Gelegenheiten achtet man eine kleine Krankheit nicht.“

Es war dämmerig, als Werner auf der Hausflur erschien. Die Alte starrte ihn überrascht an, denn er trug seine besten Kleider. Werner benutzte das sprachlose Erstaunen der Alten, öffnete ruhig die Thür und trat auf die Straße hinaus. Die Frau eilte in die Stube, um ihm durch das Fenster nachzusehen.

„Bei Gott im Himmel, er schlägt den Weg nach dem Fürstenhause ein!“ rief sie aus. „Nun zweifele ich nicht mehr, daß er der Sohn der Oberhofmeisterin ist!“

Drittes Kapitel.

Um dieselbe Zeit schlich ein Mann, fest in einen Mantel gehüllt, an der Häuserreihe der Vorstadt hin. Der Schnee kreischte unter seinen Füßen und ein scharfer Nordost saus'te ihm in's Gesicht. Vor dem uns bekannten Häuschen blieb er stehen und sah empor. Gretchens Fenster war finster. Der Legationsrath — dieser war der Mann im Mantel — öffnete die Thür und trat auf die kleine dunkele Hausflur. Unbemerkt stieg er die schmale Treppe hinauf, öffnete die ihm wohlbekannte Thür und trat in das Stübchen. Nichts regte sich, außer einem Feuer, das in dem kleinen Ofen brannte und den Raum mit angenehmer Wärme und einem matten Dämmerscheine erfüllte.

Wolfgang blieb einen Augenblick neben der Thür stehen. Indem seine Blicke nach der Be-

wohnerin forschten, stellte er unwillkührlich Vergleiche zwischen dem fürstlichen Schlosse und diesem kleinen, fast ärmlichen Häuschen an. Jedes hatte seine eigenthümliche Poesie, und der Dichter mußte sich eingestehen, daß hier das Herz, und dort die Sinne befriedigt wurden. In dem Wechsel fand er einen eigenthümlichen Reiz, nach der Unterhaltung mit der geistreichen, blendenden Aurelie, sehnte er sich doppelt nach dem einfachen, unschuldigen und anmuthigen Gretchen, das mit der Glut der ersten Liebe an ihm hing. Hier empfing ihn kein Diener, kein listiges Kammermädchen, kein seidenes Kleid rauschte ihm auf prachtvollen Teppichen entgegen — und dennoch erwartete ihn ein größeres Glück, als er bei der eleganten Dame gefunden hatte. Er mußte ein Gefühl unterdrücken, das der Reue nicht unähnlich war. Der Gedanke, was Gretchen wohl beginnen würde, wenn sie sein zärtliches Verhältniß zu Aurelie erführe, fiel ihm zum ersten Male auf das Herz.

Das Feuer im Ofen flackerte auf, und bei dem hellen Scheine bildete sich an der gegenüberliegenden Wand der Schatten eines niedlichen Mädchenkopfs. Wolfgang erkannte deutlich das Profil

Gretchens, und gleich darauf bemerkte er, daß sie auf einer Fußbank neben dem Ofen saß. Leise ließ er seinen Mantel zu Boden fallen, und schlich auf den Zehen näher, um den Kopf zu erhaschen und ihn zu küssen. Gretchen umschlang mit beiden Armen seinen Hals und zog ihn leise kichernd zu sich auf den Boden herab. Er drückte sie fest an sich, und bedeckte ihren warmen Mund mit Küssen. Wie ein spielendes Kind lag sie an seiner Brust, um glühende Küsse zu geben und zu nehmen. Wolfgang fühlte, wie ihre Lippen und Wangen brannten, wie der jugendliche, üppige Busen, nur von einem leichten Tuche bedeckt, wogte; er fühlte selbst, wenn er den zarten, biegsamen Körper an sich preßte, das rasche und laute Klopfen des Herzens. Eine Wonne, wie er sie jetzt in der Umarmung der lieblichen Näherin fand, hatte ihm Aurelie nicht gewähren können. Dort war ihm Alles wie Koketterie, wie erkünstelte Zärtlichkeit erschienen — hier gab sich das reine Gefühl, die zärtlichste Liebe einer in den Künsten der Liebelei unerfahrenen Seele kund.

„Gretchen," rief er wie berauscht, „wie liebe ich Dich!"

„So?“ fragte sie mit einem leisen Anfluge von Spott. „Und dennoch läßt sich der Herr so wenig sehen, daß ich auf Gedanken kommen muß, die mir das Herz zusammenschnüren. Ist das recht? Eigentlich, mein bester Herr Legationsrath, hätten Sie einen andern Empfang verdient.“

Er schloß den Mund mit Küssen, der noch mehr Vorwürfe aussprechen wollte. Wolfgang war entzückt über die reizende Impertinenz, die in diesen Worten lag, obgleich man ihnen anhörte, daß sie nicht im Ernste gesprochen wurden. Einen solchen Effekt hätte Aurelie nicht hervorbringen können, selbst wenn sie ihre ganze Kunst, ihren ganzen Scharfsinn angewendet hätte.

„Ist das der Abendgruß, Gretchen?“ fragte er dann.

„Nein, ich will Dir nicht zürnen,“ flüsterte sie zärtlich, „wenn ich auch könnte. Nicht wahr, es ist Dir unmöglich gewesen, Dein Gretchen zu besuchen?“

„Ich konnte wahrlich nicht!“ versicherte er. „Du weißt ja, daß ich nicht mein eigener Herr bin!“

„Ach ja, ich weiß es!“ flüsterte sie betrübt, und indem sie ihr Köpfchen an seine Brust sinken

ließ. „Man darf es ja nicht einmal wissen, daß Du ein armes Mädchen liebst.“

„Kleine Thörin, muß ich Dir auch heute wiederholen, daß Du solche Gedanken verbannen sollst? Sage mir, Gretchen, beeinträchtigt dieser kleine Zwang unser Glück? Liebe ich Dich deshalb weniger? Gerade in dieser Heimlichkeit liegt ein wunderbarer Reiz. Warum wollen wir das Glück derselben nicht genießen? Oder sollte ich Dich deshalb nicht lieben, weil Du nicht hoffähig bist? Ach, Du bist tausendmal schöner als alle jene Damen, die sich in Sammt und Seide kleiden.“

„Wahrhaftig?“ fragte sie freudig. „Hätte ich wirklich nicht zu fürchten, daß Dir ein anderes junges Mädchen besser gefällt, als ich?“

„Du bleibst mir die schönste!“

„Auch wenn ich Dir keine bessere Unterhaltung gewähren kann?“

„Ich schwöre es Dir, Gretchen!“

„Ach, ich sehe, wie gut Du bist, ich fühle, daß Dir meine Fragen lästig werden müssen — aber ich kann ja nicht anders,“ sagte sie in einem bittenden, demüthigen Tone. „Ich muß ja stets an Dich denken, ich mag beginnen, was ich will. Als

ich vorhin so ruhig in meinem finstern Stübchen saß, beschlichen mich zum ersten Male Gedanken, von denen ich Dir sagte, daß sie mir die Brust zusammenschnürten."

„Nun, was sind denn das für schreckliche Gedanken, mein liebes Kind?" fragte Wolfgang mit ein wenig gepreßter Stimme, denn ihm ahnte wohl, wo hinaus das arme Mädchen wollte. „Nenne sie mir," fügte er von Mitleid übermannt hinzu, „ich werde sie für ewige Zeiten verscheuchen."

„Ich dachte nämlich daran, wie es nur möglich ist, daß man mit dem ganzen Leben so innig an einem andern Menschen hangen kann. Ich habe doch Vater und Mutter geliebt, die für mich gearbeitet und mich erzogen haben; aber das Gefühl ist es doch nicht, das mich zu Dir hinzieht. Ich kann gar nichts anderes denken, als an Dich, und wenn ich träume, träume ich von Dir. Abends und Morgens bete ich für Dich, und darüber vergesse ich ganz meine gute Mutter. Ach, wie oft frage ich mich: warum kannst Du denn nicht immer bei ihm sein? Bei ihm ist ja der quälende Zustand gleich zu Ende. Was soll denn daraus noch werden? Dann steigt unwillkührlich der Wunsch in mir auf: wäre

er doch ein ganz armer Mann, ein Arbeiter oder ein Handwerker. Aber Du bist ein Freund des Fürsten, ein hochgestellter Mann. Du weißt, ich gönne Dir gewiß das größte Glück von ganzem Herzen; aber ob ich mich über Deine Erhebung in den Adelstand freuen oder darüber weinen soll — ich weiß es nicht. Mir kommt es immer vor, als ob dadurch die Kluft größer geworden sei, die zwischen meinem und Deinem Stande liegt."

„Gretchen," rief Wolfgang, „jetzt sieh mich an und sage mir, ob ich durch die letzte Gunst, die mir der Fürst erwiesen, ein Anderer geworden bin? Und wäre ich der Landesherr selbst, ich würde nicht versäumen, so oft zu Dir zu gehen, als es mir nur immer möglich ist. Was sind Ordenszeichen, was ist Adelstand? Den wahren Adel giebt sich der Mensch selbst — und siehst Du, Gretchen, Du verdienst von einem Kaiser geliebt zu werden. Ich möchte Dich vor aller Welt verbergen, damit Dich kein Männerauge sieht. Ich kann nur stolz auf Deine Liebe sein, Rang und Stand machen mich nicht stolz. Glaube mir, je höher man steht, je mehr Sorgen hat man, und bei Dir vergesse ich alle Widerwärtigkeiten, die das glänzende Leben mit sich führt.

Hier ist mein Himmel," rief er aus, indem er das vor Freude schluchzende Gretchen an seine Brust schloß — „willst Du ihn mir verkümmern, so habe ich kein Glück mehr!"

„Nein, nein!" rief sie aus. „Lieber will ich für Dich sterben!"

Beide hielten sich umschlungen. Lippe brannte an Lippe, Brust klopfte an Brust. Sie empfanden nur die selige Wonne des Augenblicks — Vergangenheit und Zukunft waren vergessen. — Nach einer Stunde entwand sich Gretchen den glühenden Umarmungen Wolfgangs — sie hatte ihm das größte Opfer der Liebe gebracht. Still weinend sank sie auf einen Stuhl, das Gesicht mit der Schürze verhüllend. Wolfgang warf sich vor ihr nieder, und küßte ihre zitternden Hände. Das Feuer im Ofen war längst erloschen, in dem kleinen Stübchen war es dunkel und kalt.

„Glaubst Du mir," flüsterte sie mit bewegter Stimme, aber in einem unbeschreiblichen Tone, der dem jungen Manne die tiefste Seele erschütterte — „glaubst Du mir, daß ich für Dich sterben kann?"

„Gretchen, ich muß Dich ewig, ewig lieben! Verzage nicht, Du bleibst mein guter Engel!"

„So will ich nicht mehr denken," schluchzte sie, „ich will Dir, nur Dir angehören, und ist mir dies nicht mehr erlaubt — für Dich sterben!"

Wie krampfhaft umschlang sie seinen Hals, und hing sich an ihn.

Wir verlassen die Liebenden, die noch bis spät in die Nacht beisammen blieben, um Werner auf seinem Gange zu der Oberhofmeisterin zu begleiten.

Der Tapezierer hatte sich zu einer ernsten Unterredung vorbereitet. Daß die Hofdame seine Mutter sei, bezweifelte er nicht mehr. Dessen ungeachtet aber hätte er gern eine Erklärung noch hinausgeschoben, um die Pläne der stolzen und bösartigen Frau völlig zu erforschen und in seiner bisherigen Stellung denen nützlich zu sein, die einen größern Anspruch auf seine Dankbarkeit hatten, als die herzlose Mutter. Er konnte sie weder lieben noch achten, er hatte vielmehr die triftigsten Gründe, sie zu fürchten und sich, wenn sie sein Verhältniß zu ihm erkannt, vor ihr zu sichern. Die listige Frau mußte ihm offenbar ihr Vertrauen entziehen und ihn mehr als jeden andern zu den Menschen zählen, die ihr lästig waren. Der spekulative Lucas, dessen Absicht er wohl begriff, hatte ihn ge=

zwungen, aus seinem Dunkel hervorzutreten. Ein Gefühl von Stolz trieb ihn an, sich dem Einflusse dieses verbrecherischen Menschen zu entziehen, und die Frau, die doch nun einmal seine Mutter war, nicht weiter den Angriffen desselben auszusetzen. Von dem Ausgange der bevorstehenden Unterredung hatte er sein künftiges Handeln abhängig gemacht.

Um sich vor der empfindlichen Kälte zu schützen, hatte Werner einen Pelz angelegt, den ihm der Legationsrath zum Geschenke gemacht. Daß die kleine verwachsene Gestalt in diesem Costüme einen seltsamen, fast lächerlichen Anblick bot, bedarf wohl keiner Erwähnung. Er achtete dessen nicht, denn seine Gesundheit ging ihm über alles.

Wie ein Gespenst schlich er an dem Gartengitter hin. Kein Lüftchen regte sich, ruhig, wie todt, starrten die bereiften Bäume in den klaren Winterhimmel empor, von dem herab die Sterne ein kaltes, flimmerndes Licht sandten. Schlag sieben Uhr stand er an dem Gartenhause. Das Dach des kleinen Gebäudes, dessen innern Raum er genau kannte, war mit hohem Schnee bedeckt, und aus dem Schornsteine desselben stieg eine dünne Rauchwolke empor.

„Sie erwartet ihren Sohn!“ dachte er. „Warum aber hat sie gerade dieses Gartenhaus zu einer so wichtigen Unterredung gewählt? Bieten nicht die Zimmer ihres Hauses einen bequemern und sichrern Ort? Die kluge Frau thut nichts ohne Grund, wie mir scheint muß ich vorsichtig sein. In Gottes Namen!“ murmelte er, als er die Gitterthür aufstieß, die nur angelehnt war.

Er trat in den Garten. Nach einigen Schritten hatte er die Thür erreicht, und auch diese war nur angelehnt. Werner ging leise über den kleinen Vorplatz, und blieb an der einzigen Thür stehen, die er genau kannte. Er lauschte. Außer dem hellen Knistern des Kaminfeuers ließ sich kein Geräusch in dem Saale vernehmen. Des kleinen Mannes hatte sich ein eigenes Gefühl bemächtigt, ihm fehlte fast der Muth, das begonnene Unternehmen fortzusetzen.

„Habe ich nicht ein Recht, selbst die Verpflichtung dazu?“ fragte er sich. „Ich bin kein Betrüger, ich gehe auf ehrlichen Wegen!“

Und leise klopfte er an die Thür. Es erfolgte keine Antwort. Werner legte sein Ohr an die Thür, das gerade das Schlüsselloch erreichte — da

hörte er Sprechen, und deutlich erkannte er die Stimme des Kammerpräsidenten und die der Oberhofmeisterin.

„Haben Sie gesorgt, Louise, daß kein Domestik uns stört?" fragte der Präsident in dem Augenblicke, als Werner seinen Kopf an das Schloß legte.

„Es sind alle Vorsichtsmaßregeln getroffen. Um Sie den Blicken meiner Leute zu entziehen, deren Neugierde durch den Vorfall von diesem Morgen erregt ist, habe ich dafür gesorgt, daß nicht auffallende Personen mein Haus betreten."

„Wir können nur mit großer Vorsicht handeln, Louise, wenn wir unsern Zweck erreichen wollen. Mit Gewalt richten wir nichts aus, wir bringen eine delikate Sache vor die Oeffentlichkeit — —"

„Ich beharre bei meiner Behauptung: jener Funke ist entweder selbst der Dieb, der mich bestohlen hat, oder er steht mit ihm in Verbindung. Auf diesem Wege ist ihm das Papier in die Hände gekommen, und er hat mich wiedererkannt."

„Das läßt sich allerdings annehmen."

„Man wird einem Verbrecher die Beschuldigung gegen eine Hofdame nicht glauben —"

„Wenn er sich aber auf das Papier stützt,

das, wie Sie sagen, von Ihrer eigenen Hand geschrieben ist? Hätten wir das Document nicht zu fürchten, ich würde sofort eine Verhaftung anordnen."

„Und wozu rathen Sie jetzt?"

„Wir kaufen die Leute mit Geld ab."

„Funke verlangt das ganze Vermögen. Der Mensch ist schlau und energisch — und wer weiß, was für ein Subjekt er unterschiebt."

„Louise, erinnern Sie sich nicht eines Zeichens, das unser Kind — —"

„Es hatte ein Muttermal auf der linken Achsel."

Werner bebte zusammen, denn dieses Mal hatte er deutlich auf seiner linken Achsel bemerkt. Er zitterte, als er bedachte, daß Vater und Mutter darüber beriethen, sich seiner zu entledigen.

„Mein Gott," dachte er, „welchen Eindruck wird mein Erscheinen ausüben! O wäre ich gesund und wohl gewachsen! Die stolzen Menschen werden mich verabscheuen, statt mich als ihr Kind anzuerkennen! Doch sei klug, armer Werner, laß Dich von Deinem Gefühle nicht hinreißen. Körperkraft kann ich nicht anwenden — wohlan, so werde ich zu Spott und Hohn meine Zuflucht nehmen.

Das soll meine Rache sein. Wer mich nicht liebt, soll mich fürchten, dann schadet mir der Haß nichts."

Der arme Tapezierer hatte die letzten Worte des Gesprächs überhört, denn er war länger als eine Minute mit sich selbst beschäftigt gewesen. Als er wieder zu lauschen begann, hörte er die Oberhofmeisterin sagen:

„Das war Geräusch auf dem Vorplatze!"

„Es ist sieben Uhr vorüber!" fügte der Präsident hinzu.

„Verbergen Sie sich in dem Kabinete."

„Noch einmal, Louise, lassen Sie sich nicht hinreißen, wer auch immerhin kommen möge."

„Verbergen Sie sich!"

„Später berathen wir weiter!"

„Gut, ich werde vorsichtig sein."

„Forschen Sie nach allen Richtungen, jede kleine Notiz ist von Wichtigkeit."

Ein Geräusch deutete dem Lauscher an, daß der Präsident der Aufforderung der Oberhofmeisterin nachgekommen war.

„Das werde ich mir merken!" dachte Werner lächelnd. „Die Anwesenheit eines Zeugen ist mir willkommen."

Er krümmte den Zeigefinger, und klopfte muthig an die Thür.

Die Stimme der Oberhofmeisterin forderte zum Eintreten auf.

Die schmale Flügelthür drehte sich in ihren Angeln, und Werner, tief in seinen Pelz eingehüllt, daß nur der beglatzte Schädel daraus hervorsah, trat in den hell erleuchteten Saal.

Die Hofdame stand erwartungsvoll neben dem Kamine. Als die vermummte Gestalt erschien, die einem unförmlichen Knäuel, aber keinem Menschen glich, trat sie bestürzt einen Schritt zurück.

„Wer ist das?" fragte sie. „Was wollen Sie?"

Auf den ersten Blick mußte es den Anschein gewinnen, als treibe man eine Mummerei. Werner glich einem Knaben, den man in einen schwarzen Pelz gewickelt. Wäre er auf Händen und Füßen gekrochen, so hätte man ihn für einen Pudel halten können. Als er sah, daß die Oberhofmeisterin sich besorgt der Thür des Kabinets näherte, erinnerte er sich des Kleidungsstücks, das er eigentlich hätte im Vorzimmer lassen sollen. Um sein Versehen gegen die Etikette — und Werner

war eitel genug darauf zu achten — wieder gut zu machen, ließ er den Pelz neben der Thür zu Boden fallen.

„Sie, Werner!“ rief erstaunt die Oberhofmeisterin, als Sie den Bucklichten im eleganten blauen Frack, weißer Weste, schwarzen Hosen, und glänzenden Stulpstiefeln erblickte.

Er verbeugte sich ceremoniell wie ein Gast, der dem Hause, in dem er erscheint, gleich steht.

„Ihr Diener, gnädige Frau!“

„Und was wollen Sie um diese Stunde in meinem Gartenhause? Wer sagte Ihnen, daß ich hier zu finden sei?“

Statt der Antwort trat Werner tiefer in den Saal, und überreichte der Dame das Papier Funke's. Sie hielt das Blatt in der Hand und sah einen Augenblick verwundert den geputzten Boten an.

„Wer sendet Sie?“ fragte sie dann mit unsicherer Stimme.

„Ich bitte, lesen Sie!“ antwortete Werner mit einer Verbeugung.

Die Oberhofmeisterin las die Quittung des Leinwandhändlers. Es ist unmöglich, den Ausdruck des Gesichts der Oberhofmeisterin zu beschrei-

ben, als sie von dem Papiere aufsah und zu dem erwartungsvollen Werner hinüberblickte. Seine gewählte Kleidung ließ sie auf eine ungewöhnliche Absicht schließen; aber es war ihr dennoch nicht denkbar, daß der Todescandidat, wie Werner sich oft selbst zu nennen pflegte, der junge Mann sein könne, von dem Lucas gesprochen hatte. Sie nahm an, daß Werner, den sie für ihren treuen Anhänger hielt, sich zu ihren Gunsten in den Besitz des zarten Geheimnisses gesetzt habe. Kannte sie doch seine Sucht und Geschicklichkeit, Intriguen zu ermitteln und aufzuhellen. Dem scharfsinnigen Menschen war es zuzutrauen, daß er ohne Aufforderung ihr einen wichtigen Dienst leistete. Mit dem ihr eigenen feinen Takte suchte sie nun zu forschen, wie weit des Tapezierers Kenntnisse reichten.

„Sie wollen eine Zahlung in Empfang nehmen?" fragte sie mit einem erzwungenen Lächeln.

„Ja!"

„Dort liegt das Geld auf dem Tische."

Werner warf einen Blick nach den aufgezählten Gulden.

„Nehmen Sie, Werner; der Handel ist richtig, ich schulde das Geld für erkaufte Waare."

Der kleine Mann strich das Geld ein, und verbarg es in seiner Tasche.

„Sie leisten mir einen Dienst, Werner!"

„Wie, gnädige Frau, Ihnen einen Dienst? Lucas Funke beauftragte mich — —"

„Sie werden ohne Zweifel begreiflich finden, daß mir die Person nicht gleichgültig sein kann, die man zu diesem Zwecke mir sendet. Ich ziehe es vor, einen befreundeten Mann zu erblicken."

„Dann, gnädige Frau, muß ich annehmen, daß Sie noch wichtige Aufträge für den Handelsmann haben —" sagte Werner, der die Absicht der Hofdame ahnte.

Die Oberhofmeisterin gerieth in Verlegenheit, denn es war nun an ihr, die erste Frage auszusprechen. Aus der Vorsicht des Bucklichten schloß sie, daß er mehr bei der Sache interessirt sei, als sie Anfangs geglaubt hatte. Sie sah ihn forschend an. Sein Gesicht hatte den gewöhnlichen ruhigen, aber schlauen Ausdruck. Sie schauderte bei dem Gedanken, daß dieses kleine unheimliche Wesen ihr Sohn sein könne, und sie gab dem Argwohn Raum, indem sie sich seiner Anhänglichkeit erinnerte, daß er sich ihr in eigennütziger Absicht genähert habe,

und jetzt den Leinwandhändler zu seinem Zwecke benütze. Und diesem Manne hatte sie bereits soviel Vertrauen geschenkt, daß er ihr schaden konnte, wenn er feindlich von ihr schied.

„Er glaubt genug zu wissen, um mit Erfolg angreifen zu können!“ dachte sie.

Der Tapezierer hatte für sie eine furchtbare Bedeutung gewonnen. Sie kannte nicht nur seinen Scharfsinn, sie wußte auch, daß er dem Legationsrathe mit Leib und Seele ergeben gewesen war. Ihr Stolz faßte bald einen Entschluß: sie wollte lieber ihren Sohn anerkennen, als bei Hofe eine Niederlage erleiden. In diesem Sinne führte sie das Gespräch fort.

„Ich habe Aufträge für den Handelsmann!“ begann sie mit bewegter Stimme. „Da er mir versprach, einen Bevollmächtigten zu senden, so darf ich wohl nicht zweifeln, daß Sie mit Instruktionen versehen sind — wenn Sie sich in meinem Interesse nicht einer Angelegenheit bemächtigt haben, von der ich wünsche, daß sie zu einem gedeihlichen Ende geführt werde!“ fügte sie betonend hinzu.

Werner konnte sich einer schmerzlich wehmüthigen Bewegung nicht erwehren. Es gaben

ja diese Worte Hoffnung, daß er endlich ein Wesen seine Mutter nennen könne. Wie gern verzieh er ihr Alles, was sie an ihm gesündigt hatte. Doch nur einen Augenblick regte sich dieses Gefühl — das Gespräch, das er vor seinem Eintritte belauscht, erinnerte ihn wieder, vorsichtig zu sein, erinnerte ihn, daß in dem Kabinete ein Lauscher verborgen sei, der sich mit der Hofdame zur klugen Abwehr verbunden hatte. Eine Mutter, die fähig ist ihr Kind zu verleugnen, ist auch fähig es zu vernichten, wenn es ihr hindernd in den Weg tritt.

„Sie kennen mich, gnädige Frau," sagte er kalt. „Ich stand in Ihren Diensten, bevor der Handelsmann erschien, und mich mit einer Sendung beauftragte, die ich abgelehnt haben würde, wenn sie nicht an meine Wohlthäterin gerichtet gewesen wäre."

„Ihre Hand, Werner!" antwortete rasch die Hofdame. „Ich freue mich, daß Sie ein Gedächtniß für solche Dinge haben."

Werner küßte die Hand der alten Hofdame. Er fühlte, daß sie in der Berührung mit ihm ein wenig zitterte; aber auch der Oberhofmeisterin entging es nicht, daß Werner, trotz seiner scheinbaren

Kälte und Ruhe, sich in einem aufgeregten Gemüthszustande befand.

„Ich komme in Ihren Diensten," sagte er. „Damit ich aber im Stande bin, mich Ihnen nützlich zu zeigen, müssen Sie mir Ihr ganzes Vertrauen schenken."

„Was heißt das, Werner? Besitzen Sie mein Vertrauen nicht im höchsten Grade?"

„Sie verschweigen mir, daß Sie eine Person erwarteten, die für Sie von großer Wichtigkeit ist. Warum erklären wir uns nicht gegenseitig ohne alle Umschweife?"

„Sie haben Recht, mein Freund!"

„Und wenn Sie bedenken, daß ich Ihnen nicht entgegen, sondern zur Seite stehe, so müssen Sie zugeben — —"

Die Oberhofmeisterin führte den Tapezierer zu dem Kamine, und lud ihn ein, sich neben ihr niederzulassen. Werner leistete Folge, er ließ sich in dem Sessel nieder und streckte seine Füße dem Gitter des Kamins zu, um sie zu erwärmen.

„Jetzt sagen Sie mir, was Ihnen zu wissen nöthig ist."

„Gnädige Frau," begann Werner, „der Lein=

wandhändler steht ohne Zweifel zu Ihnen in einer Beziehung, die Sie Gründe haben, der Welt geheim zu halten. Er forderte mich auf, zu Ihnen zu gehen, und versprach mir als Botenlohn die Summe, die Sie mir vorhin ausgezahlt haben. Mir scheint, er hätte einen billigern Boten wählen können —"

„Ganz recht; nun?"

„Wenn ihm nicht daran gelegen hätte —"

Werner stockte und sah die Dame prüfend an.

Die Oberhofmeisterin verbarg ihre Verlegenheit, indem sie zu lächeln versuchte. Sie fühlte, daß Werner geflissentlich sich auf Umwegen dem Ziele zu nähern suchte.

„Nun?" fragte sie erwartungsvoll. „Was glauben Sie, woran müsse jenem Lucas Funke liegen?"

„Daß keine andere Person als die meine diesen Abend hier erschiene."

Die Dame hatte einige Augenblicke ihr weißes Taschentuch betrachtet.

„Ich will Ihre Ansicht nicht bestreiten," sagte sie dann.

„Sie theilen sie also, gnädige Frau?"

„In diesem Falle aber kann ich nicht annehmen —“

„Was?“

„Daß Sie Ihrem Versprechen gemäß handeln, und aus freiem Antriebe nach allen Richtungen hin meine Interessen wahrnehmen.“

„O, Sie irren! Ich wiederhole es, daß ich mich aus keinem andern Grunde mit dem Leinwandhändler eingelassen habe. Und deshalb fragte ich ihn auch nicht, was ihn veranlasse, sich an mich zu wenden. Ich glaubte, es sei entweder in Ihrem Auftrage oder mindestens doch in Folge von Verhältnissen geschehen, die Sie am Besten zu würdigen wissen. Lucas ist ein gefährlicher Abenteurer, man muß ihn mit großer Schlauheit behandeln. Jeder seiner Schritte hat einen wohlüberlegten Zweck.“

„Mir scheint, Sie kennen ihn genau?“

„Mir genügen zehn Minuten, um einen Menschen zu durchschauen. Den Körper hat man in meiner Jugend verwahrlos't, weil meine Eltern ihn fremden Leuten anvertrauten, weil meine Pflege eine bezahlte war. Der Geist ist geblieben, wie ihn die Natur mir gegeben — gesund und frisch.

Ich habe ihn selbst gebildet, und was ich in dieser Beziehung bin, verdanke ich mir allein."

„Wer sind Ihre Eltern, Werner?" fragte die Oberhofmeisterin mit gepreßter Stimme.

„Erlauben Sie mir, gnädige Frau, daß ich den Schleier auf meiner Vergangenheit ruhen lasse, den das Geschick darüber ausgebreitet hat. Ich will, ich kann ihn nicht lüften, weil ich mir das Glück meiner Gegenwart durch Entdeckungen nicht trüben will, die ich mehr als einen Grund habe zu fürchten. Ich lebe zufrieden, und wenn die Menschen mich in Ruhe lassen, so habe ich nichts mehr zu wünschen. Sehen Sie mich an, gnädige Frau, und Sie werden mit mir der Ansicht sein, daß es sich nicht der Mühe lohnt, mir eine Zukunft zu schaffen."

„Warum?" fragte die Hofdame, deren Aengstlichkeit sich mit jedem Augenblicke zu mehren schien.

Ein unbeschreibliches Lächeln prägte sich in Werner's todtbleichem Gesichte aus.

„Warum?" fragte er. „Wie lange kann ein Körper, wie ich ihn besitze, noch athmen? Ich war von dem Augenblicke an ein Candidat des Todes,

als ich das Licht der Welt erblickte. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn ich nie geboren worden. Sehen Sie, gnädige Frau, mein Geist verirrt sich wieder in jene Philosophien, die mir die Gegenwart verbittern, und die Gegenwart ist mir ja Alles. Jede Stunde, die ich auf diese Weise verliere, betrachte ich als einen Raub an meinem Glücke. Wie lange lebe ich denn noch? Soll ich einen Kampf mit den Verhältnissen beginnen, den ich vor meinem Tode nicht mehr beenden kann? Wie kein Anderer fühle ich die Wahrheit dieser Ansicht, sie ist mein erstes Prinzip geworden. Mag der kleine bucklichte Tapezierer, über den man lacht, immerhin als ein seltsamer Mensch erscheinen, als ein überspanntes Wesen, das seinen Vortheil nicht begreift — was thut's? Ich will nach meiner Weise glücklich sein. Und das ist mein Stolz, meine Ehre! Sie haben mich Ihres Vertrauens gewürdigt, gnädige Frau, Ihnen verdanke ich einen Theil meiner Zufriedenheit — Sie werden sich über mich nie zu beklagen haben. Ich betrachte das Geborenwerden und Sterben wie einen Actus, der nicht von den Menschen abhängig ist. Aber so lange ich athme, will ich mich des Lebens freuen, und

den betrachte ich als meinen ärgsten Feind, der mich in diesem Bestreben zu hindern sucht. Soll ich mir selbst ein Feind sein? Nein, dazu bin ich zu viel Egoist, und wenn sie wollen, zu viel Philosoph. Nach dieser Erklärung erlaube ich mir die Frage: wie sind Sie, gnädige Frau, dem Boten des Lucas Funke gesinnt? Zu welchem Zwecke haben Sie ihn in dieses einsame Gartenhaus beschieden?"

Die Oberhofmeisterin erhob sich.

„Um ihm zu sagen," antwortete sie rasch, „daß ich ihn achte, und daß mir das Glück seines Lebens, auch wenn ich es nicht völlig begreife, heilig sein wird."

„Wohlan, so bleiben unsere Verhältnisse dieselben, die sie waren. Ich übernehme es, den Leinwandhändler von Ihnen fern zu halten — er soll sich ferner nicht mehr zwischen Sie und Ihren Vertrauten drängen, wenn Sie mich als solchen betrachten wollen."

„Ich gehe den Pakt ein!" sagte die Dame, wie es schien, bewegt. „Es giebt also keine Parthei mehr, die mir gegenübersteht?"

„Das wird auf Sie ankommen, gnädige Frau!"

„Wie?"

„Hören Sie mich an: man hat Ihnen Papiere gestohlen?"

„Ja!"

„Ich kenne den Dieb."

„Sie, Werner?" fragte die Oberhofmeisterin überrascht, aber in einem völlig veränderten Tone, der dem Tapezierer nicht entging.

„Ich kenne nicht nur den Dieb," fügte er deshalb betonend hinzu, „ich kenne auch den Inhalt der Papiere. Sie sehen gnädige Frau, daß ich in Ihrem Interesse gewirkt habe, und daß ich noch viel thun kann. Ich leite daraus kein Uebergewicht für mich her, denn ich ehre die Geheimnisse meiner Wohlthäterin."

„Dann, Werner," sagte die Oberhofmeisterin in einem bittenden Tone, den sie erheuchelte, „dann darf ich wohl darauf zählen, daß Sie mich völlig verpflichten, und mich wieder in den Besitz meines Eigenthums setzen."

„Das, gnädige Frau, ist mir vor der Hand

noch unmöglich; aber ich hoffe, daß ich es mit Ihrer Hülfe werde bewerkstelligen können."

„Mit meiner Hülfe?" fragte gedehnt die Hofdame. „Was kann ich dabei thun?"

„Nicht viel, gnädige Frau. Sie kaufen Lucas Funke die Papiere ab."

„Der Mann fordert unverschämt —"

„Ich werde seine Ansprüche in den gebührenden Schranken zu halten wissen. Geben Sie mir Vollmacht zu den betreffenden Verhandlungen, und das Geschäft wird bald abgethan sein."

Die Oberhofmeisterin sann einige Augenblicke nach. Ihr Geiz kämpfte mit der Nothwendigkeit der Feststellung eines Entschlusses. Dazu gesellte sich das Mißtrauen, das sie in die Aufrichtigkeit Werners setzte. Wie gern hätte sie den Präsidenten zu Hülfe gerufen, um gewiß zu sein, daß sie dem verschlagenen Bucklichten weder zu viel noch zu wenig bewilligte. Aber durfte sie es wagen, den Versteckten an das Licht zu ziehen? Würde sein Erscheinen dem kleinen Manne nicht Vermuthungen aufdrängen, ihm, der bereits eine gefährliche Stellung eingenommen hatte? Es schien ihr gerathen, Zeit zu gewinnen.

„Sie sagen selbst," begann sie, „daß Funke ein gefährlicher Abenteurer ist."

„Ich bleibe dabei, gnädige Frau."

„Dann werden Sie mir beipflichten, wenn ich in die Echtheit der Papiere Zweifel setze. Wer bürgt mir dafür, daß ich Papiere erkaufe, die mir fremd sind?"

„Sie haben Recht," sagte Werner ruhig. „Die Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Prüfen wir zuvor, ob die Papiere echt sind."

„Ich erwarte Sie morgenfrüh —"

„Verzeihung, gnädige Frau, es liegt Gefahr im Verzuge — für Sie nämlich. Wir können die Prüfung sofort anstellen."

„Desto besser!" sagte die Oberhofmeisterin, die erwartete, daß Werner seine Brieftasche hervorholen würde, und ein neuer Plan tauchte in ihrem Geiste auf, den verhaßten Zwerg unschädlich zu machen.

Werner aber neigte sich, und schürte ruhig das Feuer im Kamine an, als ob er dadurch die Verlängerung des Gesprächs andeuten wollte.

„Ich kenne den Inhalt der Papiere," sagte er dann. „Sie werden es ohne Zweifel meiner

Ehrlichkeit glauben, wenn ich sie als identisch bestätige, nachdem Sie sich erklärt haben."

Die Oberhofmeisterin stutzte.

„Das ist eine neue Schlinge!" dachte sie. „Er dringt durchaus auf eine Erklärung von meiner Seite. Ich erinnere mich des Inhaltes jener Papiere nicht genau mehr," sagte sie. „Sie lagen lange in meinem Schranke verschlossen —"

„Das ist ein Beweis," sagte Werner sardonisch, „daß der Werth derselben nur erst mit dem Erscheinen des Leinwandhändlers Ihnen beigefallen ist. Sie erlauben mir also, daß ich Ihrem Gedächtnisse ein wenig zu Hülfe komme."

„Ich bitte darum, mein lieber Werner!"

„Eins der Papiere ist ein Testament, das Ihnen gewisse Rechte über Fräulein Nathalie überträgt."

„Ganz recht!"

„So unterliegt es keinem Zweifel, daß Sie die Dame sind, von der in dem zweiten Papiere die Rede ist. Räumen Sie dies ein, gnädige Frau?"

„Wir wollen sehen — wie spricht sich das Papier über die Dame aus?"

Werner verbarg seine Entrüstung über den

letzten Kniff der hartherzigen Frau. Nach einer Erklärung, wie er sie bereits abgegeben, hatte er auf ein unbedingtes Eingehen gerechnet, auf eine Regung des Muttergefühls, das er durch sein großmüthiges Benehmen aus dem Schlummer geweckt zu haben wähnte — er sah sich zu seinem großen Leide getäuscht. Im Stillen segnete er die Vorsicht, die er angewendet hatte, und er beschloß, da die stolze Frau ihn nicht achtete, daß sie ihn fürchten solle. Zunächst wollte er ihr eine kleine Demüthigung bereiten.

„Das Papier," sagte er, „ist ein Anerkenntniß des Arbeitsbauern Jonas Funke, wonach er ein neugeborenes Kind übernommen hat, und die Verpflichtung eingegangen ist, diesem Kinde seinen Namen zu geben, es wie sein eigenes zu erziehen, und ein ewiges Stillschweigen darüber zu bewahren. Die Dame also war eine Mutter, die ihr Kind für die Summe von — ich glaube — fünftausend Gulden verkauft hat. Mag auch die Mutter gewichtige Gründe zu diesem Menschenhandel gehabt haben — ich erlaube mir kein Urtheil darüber!" fügte er in einer schmerzlichen Bewegung hinzu. „In meiner Stellung, die mir der Zufall ange-

wiesen, brauche ich nur zu wissen, ob Sie, gnädige Frau, dieses Papier für das anerkennen, das Ihnen entwendet worden, und ob Ihnen an der Wiedererlangung desselben etwas liegt. Ist es Ihnen gleichgültig — nun, so mag es Lucas behalten. Ich werde dann wegen des Testaments unterhandeln."

„Was fordert der Bauer für dieses Papier?" fragte die Oberhofmeisterin stolz, um selbst unter der Last der Demüthigung zu imponiren.

„Der Mann hat nicht zu fordern, gnädige Frau, und alle seine Ansprüche erlöschen in dem Augenblicke, wo er das annimmt, was sie ihm durch mich geben werden. Fürchten Sie durchaus keinen Zwang, es bleibt einzig und allein der Mutter überlassen, die Summe der Erziehungskosten zu bestimmen."

„Nennen Sie eine Summe!" rief sie wie unwillig.

„Verzeihung, ich bin nur der Unterhändler."

„Und welche Garantie erhalte ich, daß ich das letzte Mal belästigt bin?"

„Gnädige Frau, Ihr Sohn stellt sich zwischen Sie und jenen Beutelschneider. Er achtet Sie zu

hoch, um Sie den maßlosen Anforderungen eines gemeinen Menschen länger auszusetzen."

„Mein Sohn? Mein Sohn? Werner, Sie sprechen mit einer Zuversicht —"

„Als ob ich selbst der arme Mensch wäre, den man um Geld verkauft hat? Fast ist es so, denn nur durch mich kann er zu Ihnen gelangen, nur durch mich ist es Ihnen möglich, ihn zu sehen. Wenn ich will, so erscheint er; wenn ich will, so bleibt er todt für Sie. Ah, gnädige Frau, ich bin allmächtig! Doch," fügte er mit einer Verneigung hinzu, „ich werde es nur zu Ihrem Vortheile sein. Betrachten Sie mich als Ihren Kobold, der von Ihrem Willen abhängig ist, der nur dann seine übernatürliche Kraft verwendet, wenn Sie ihm den Befehl dazu ertheilen. Sagen Sie mir: Lucas ist mit fünfhundert Gulden abgefunden, so wird er abgefunden sein."

„Genug der Possen!" rief auffahrend die Oberhofmeisterin. „Aus Rücksicht für meine verstorbene Schwester, deren Aehnlichkeit mit mir den Bauer zu dem Irrthume verleitet, ich sei jene Dame, die ihm ihr Kind anvertraut, aus dieser Rücksicht bewillige ich die Summe. Gegen Auslieferung

der Papiere wird das Geld gezahlt werden. Die gestohlenen Kostbarkeiten mögen als Preis des Schweigens in den Händen dessen bleiben, der sie jetzt besitzt. Sind Sie zufrieden, Werner?" fragte sie höhnend.

„Ich muß wohl zufrieden sein, gnädige Frau; ich bin ja Ihr Diener."

„Und Sie sehen, daß ich Opfer bringe, um das Andenken an eine Verstorbene nicht verunglimpfen zu lassen."

Werner zog ruhig seine Uhr.

„Die Zeit vergeht," murmelte er. „Sie wissen, gnädige Frau, daß ich nicht lange mehr zu leben habe, und meiner Verrichtungen auf dieser Welt sind noch so viele — ich bitte um die Erlaubniß, mich entfernen zu dürfen."

„So ist diese Sache geordnet?"

„Ich glaube, ja!"

„Sie glauben es?"

„Es kommt auf Sie an — ich bin das Werkzeug Ihres Willens."

„Und Sie werden schweigen?"

„Als ob ich schon im Grabe läge!" antwortete Werner betheuernd. „Doch halt, da fällt mir

ein, daß ich Ihnen noch einen Bericht über die Sendung nach dem fürstlichen Lustschlosse zu erstatten habe."

„O mein Gott, lassen wir das!" sagte unruhig die Oberhofmeisterin. „Ich fühle mich so angegriffen, daß ich mich für heute nach Ruhe sehne."

„Und ich bin krank, gnädige Frau! Wer weiß, ob ich morgen noch lebe. Ich würde dann ein Geheimniß mit mir in das Grab nehmen, das für Sie von großer Wichtigkeit ist."

„Nun?"

„Die Maitresse empfängt den Legationsrath; ich selbst war Augenzeuge, daß er in dem Herzen und in den Armen der reizenden Aurelie — so heißt nämlich die geheimnißvolle Beherrscherin jener Räume — die Stelle des Fürsten eingenommen hat. Sie können den Verrath durch mich bestätigen."

Die Oberhofmeisterin brach dieses Gespräch rasch ab, obgleich sie dadurch erfuhr, daß ihre eingeleiteten Maßregeln nicht ohne Erfolg geblieben seien. Sie behielt es sich vor, später auf diesen

Gegenstand zurückzukommen. Als Werner die Hand der Dame zum Abschiede küßte, sagte er:

„Gnädige Frau, vergessen Sie nicht, daß ich von jetzt an die Stelle des Jonas Funke einnehme."

Dann verneigte er sich, hüllte sich in seinen Pelz, und schlich wie eine Katze aus dem Saale.

Gleich darauf trat der Präsident ein. Die Oberhofmeisterin lag wie erschöpft in dem Lehnstuhle neben dem Kamine.

„Louise," sagte er, „es unterliegt keinem Zweifel — Werner selbst ist unser Kind!"

„Unmöglich!" fuhr die Dame auf. „Das kleine Ungeheuer steht mit den Leuten in Verbindung, die sich ein Geschäft daraus machen, meinen Fehltritt auszubeuten. Er ist nicht nur der Dieb, er ist auch ein Betrüger. O mein Gott, begreifen Sie denn nicht, daß man mich durch diese Mißgeburt in Schrecken jagen will? Die Großmuth, die der Elende an den Tag legte, soll verhindern, daß ich klar sehe. Man will mich in einen beängstigenden Wahn versetzen, damit ich auf alle Forderungen eingehe, die man noch frech genug ist, an mich zu stellen. Diese Menschen begreifen nur zu gut den Eklat, den selbst die Andeutung

davon, daß der bucklichte Tapezierer mein Kind sei, in der Stadt und bei Hofe erregen wird. O, man hat geflissentlich den scheußlichsten Menschen ausgesucht, um mich in eine tödtliche Angst zu versetzen. Glauben Sie mir," sagte sie mit erstickter Stimme und unter Thränen, „glauben Sie mir, ein Monstrum, in jeder Hinsicht ein Monstrum, kann mir sein Leben nicht verdanken. Die Intrigue liegt tiefer; aber sie ist zu plump, als daß ich sie nicht begreifen sollte; sie ist ein Hohn auf alle Gefühle, welche die Brust einer Dame von Rang und gutem Ton empfinden kann. Bedenken Sie, was auf dem Spiele steht! Wollen Sie mich vielleicht auch überreden, daß jener verwachsene Dieb und Betrüger —"

„Louise," unterbrach sie der Präsident, „mein Interesse an der verhängnißvollen Sache ist nicht minder groß, als das Ihrige. Beruhigen Sie sich, ich verspreche Ihnen, kein Mittel unversucht zu lassen, um den Ursprung der Intrigue zu entdecken."

Die Dame verhüllte weinend ihr Gesicht.

„Entfernen Sie den Menschen!" schluchzte sie. „O ich habe qualvolle Augenblicke verlebt, als er mir mit seinem Todtengesichte gegenüber stand."

„Hören Sie mich an!" sagte ernst der Präsident nach einer Pause. „Werner ist unrettbar einem nahen Tode verfallen. Diesen Umstand dürfen wir nicht außer Acht lassen; benützen wir ihn daher, weil Gewaltmaßregeln nur schaden können. Der kleine Mann bleibt in unserm Dienste, wir behandeln ihn mit großer Aufmerksamkeit, beugen uns selbst scheinbar seinem Einflusse, und harren geduldig der Zeit, die uns von ihm befreit. Mit ihm geht Alles zu Grabe, was uns das Leben verkümmert. Er soll von jetzt ab in meinem Hause wohnen, damit ich ihn völlig überwachen kann. So lange er gesund ist, wird ihn mein Dienst in Anspruch nehmen — liegt er krank, so werden nur Personen Zutritt zu ihm erhalten, die mein Vertrauen besitzen — mit einem Worte, wir bemächtigen uns seiner, ohne daß er es weiß."

„Und der Leinwandhändler?" fragte die ein wenig beruhigte Hofdame.

„Die Entfernung dieses Menschen wäre das letzte Geschäft, das ich Ihnen und Werner überlassen muß. Dann verbürge ich mich, daß Sie an die Folgen unserer Jugendliebe nur durch meine zärtliche Aufmerksamkeit erinnert werden sollen."

Der Präsident küßte die Stirn seiner alten Geliebten. Dann führte er sie nach dem Wohnhause zurück, wo beide allein das Abendessen einnahmen. Als er eine Stunde später schied, war es ihm gelungen, die Oberhofmeisterin für den von ihm aufgestellten Plan zu gewinnen.

„Es ist eine gewöhnliche Gaunergeschichte!" flüsterte er beim Abschiede.

Als die Oberhofmeisterin allein war, wiederholte sie sich den Inhalt des mit Werner gepflogenen Gesprächs. Sie fand, daß Werner selbst die Krisis nicht herbeiführen wollte.

„Der erdachte Plan ist gut!" flüsterte sie. „Vor der Hand will ich darauf eingehen — zwingt er mich zu einer Aenderung desselben, so soll er mich dazu bereit finden!"

Am nächsten Morgen kam Werner und brachte das Anerkenntniß Funke's. Dagegen empfing er die versprochene Summe.

„Wo ist das zweite Papier?" fragte sie mit erzwungener Freundlichkeit.

„Gnädige Frau," antwortete Werner ruhig und kalt, „das zweite Dokument befindet sich zur Zeit nicht in meinen Händen."

„Und wann werde ich es erhalten?"

„An dem Hochzeitstage Fräulein Nathalien's."

„Werner, Sie gehen zu weit!"

„Nicht weiter, als der Todescandidat es vermag. Darum beeilen Sie sich, das gute Fräulein zu verheirathen."

Werner war verschwunden, als die erstaunte Oberhofmeisterin weiter mit ihm reden wollte.

Viertes Kapitel.

Eines Morgens ward dem Kammerjunker der Tapezierer Werner angekündigt.

„Ich kann ihn nicht sprechen!" antwortete der Hofmann.

Der Diener trat wieder ein und meldete:

„Gnädiger Herr, der bucklichte Mensch läßt Ihnen sagen, daß er in einer Angelegenheit zu Ihnen käme, die keinen Aufschub erlitte."

„Der Unverschämte kommt wieder als Bettler!" rief der Junker.

„Sie haben Recht!" antwortete die Stimme Werner's, der in diesem Augenblicke den Kopf durch die halbgeöffnete Thür steckte. „Aber betrachten Sie mich nicht als einen unverschämten Bettler, der sich gewaltsam aufdrängt —"

„Was wollen Sie?"

„Wenn der gnädige Herr geruhen wollen, mich anzuhören, so werden Sie es erfahren."

In diesen Worten Werner's lag soviel Hohn, daß der Edelmann den Tapezierer bestürzt ansah. Er erinnerte sich der letzten Unterredung in Betreff der Windmühle, und er mußte den ihm verhaßten Menschen fürchten, da er im Besitze eines gefährlichen Geheimnisses war.

„Laß ihn eintreten!" befahl er dem Diener.

„Dazu bedarf ich keiner Hülfe," sagte Werner, der bereits in dem Zimmer stand. „Wenn Sie mir aber den Pelz abnehmen und so lange aufbewahren wollen, bis meine Unterredung zu Ende ist, so rechnen Sie auf meine Dankbarkeit," wandte er sich an den Diener.

Der Kammerjunker gab durch ein Zeichen seine Einwilligung dazu. Unter den Händen des betreßten Bedienten kroch Werner wie eine Schnecke aus dem schweren Pelze. Er erschien nun in tadelloser Toilette. Auf seiner gelben Weste glänzte sogar eine Uhrkette mit Berlocks. Busenstreif und Halstuch waren schneeweiß, und der blaue Frack schien so eben erst die Werkstatt des Schneiders

verlassen zu haben. Sein kleines spitzes Kinn war glatt rasirt, und eine neue Perrücke bedeckte seinen Kopf, so daß er einen fast stattlichen Anblick bot. Seit der günstigen Veränderung seiner Verhältnisse, die er theils dem Legationsrathe theils dem Kammerpräsidenten verdankte, verwandte er die größte Sorgfalt auf sein Aeußeres. Der Kunst des Tapezierers war es selbst gelungen, den häßlichen Höcker weniger auffallend zu machen.

Der kleine Mann schien diesen Morgen ungewöhnlich heiter zu sein. Sein ruhiges, höhnendes Lächeln erfüllte den Kammerjunker mit Befürchtungen.

„Was bringen Sie mir denn, lieber Freund?" fragte er sehr artig.

„Ah, das ist der Ton, den ich erwarte und verdiene!" antwortete Werner, indem er sich wohlgefällig die breiten, hagern Hände rieb. „Ich sehe, wir werden uns diesen Morgen verständigen, ohne daß dabei die Galle in das Blut tritt. Aber, gnädiger Herr, das Gehen hat mich angestrengt — Sie werden mir erlauben, daß ich ohne Umstände Platz nehme."

Er setzte sich auf einen Stuhl neben dem Kamine, in dem ein großes Feuer prasselte.

„Werden wir allein sein?" fragte er dann, die Hände dem Feuer entgegenstreckend.

Der Kammerjunker hatte das Benehmen des kleinen Mannes mit stillem Verdrusse angesehen; er wagte es nicht, seinem Grolle darüber Luft zu machen.

„Wir werden allein sein!" sagte er. „Benützen Sie daher die wenigen Minuten, die ich Ihnen widmen kann — mich rufen Geschäfte nach Hofe."

„Gut, ich werde sie benützen."

„Sie sagten, Sie kämen als ein Bittender?"

„Nicht für mich, gnädiger Herr, nicht für mich! Sie wissen, daß ich der Hülfe anderer Leute nicht bedarf. Die Kosten meiner bescheidenen Existenz erschwinge ich mir selbst."

„Nun, wen betrifft Ihr Anliegen heute?"

„Sie selbst, gnädiger Herr."

„Mich?" fragte verwundert der Junker.

Werner, immer noch die Hände ausstreckend, wandte lächelnd den Kopf nach der Seite hin, wo der Kammerjunker stand.

„Ich würde sonst nicht den Muth gehabt

haben," antwortere er, „halb und halb in Ihr Zimmer zu bringen. Man muß niemanden abweisen lassen, bevor man nicht weiß, was er will. Das ist eine groſse Unklugheit, denn hieraus ist schon so manches Mißverhältniß entstanden — hu, mich friert, ich kann mich kaum erwärmen!"

Den Kammerjunker plagte die ängstlichste Neugierde, den Zweck des Besuchs zu erfahren; aber er sah ruhig dem kleinen Manne zu, der behaglich Hände und Füße ausstreckte. Die Erinnerung an den fehlgeschlagenen Versuch, Gretchen dem Legationsrathe abspenstig zu machen, fiel ihm schwer auf das Herz. Er zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß Werner, hierauf fußend, ihm Vorschriften machen würde.

Werner fand wirklich ein boshaftes Vergnügen daran, den Junker ein wenig zu quälen. Seinem Scharfsinne entging die Autorität nicht, die er als Mitwisser der Geheimnisse über ihn erlangt hatte.

„Der gräßliche Krüppel!" dachte der Kammerjunker. „Müßte ich nicht gute Miene zum bösen Spiele machen, ich würde ihn durch meine Leute auf die Straße werfen lassen."

Jetzt begann Werner heftig zu husten. Der Edelmann, der diese Anfälle bereits kannte, wandte sich voll Ekel ab.

„Bleiben Sie, gnädiger Herr!" stammelte der Tapezierer, sich gewaltsam aufrichtend. Und dabei war sein bleiches Gesicht braunroth geworden.

Einige Minuten verflossen, ehe der Todescandidat weiter sprechen konnte.

„Wir haben uns seit dem Abende nicht gesehen," begann er endlich, „wo Sie das arme Gretchen in Ihre Schlingen lockten. Nicht wahr, die Näherin ist ein schmuckes Mädchen? Mustern Sie alle Fräuleins der Stadt — keine ist so schön gewachsen, keine hat das liebliche Gesicht, wie Gretchen."

„Wozu das?"

„Sie werden es gleich erfahren."

„Das Mädchen ist mir gleichgültig."

„Oh!" rief Werner erstaunt. „Das durchkreuzt meinen Plan."

„Welchen Plan?" fragte gespannt der Hofherr.

„Ich hatte darauf gerechnet, daß Sie Gretchen mehr liebten, als der Herr Legationsrath.

Gretchen ist eine kostbare Perle, die einen Besitzer verdient, der sie zu schätzen weiß. Ich suche einen solchen, und da ich Sie für einen Kenner halte, der keine Mühe scheut, ein Kleinod zu gewinnen, so wende ich mich zunächst an Sie. Ich glaube Ihren Wünschen ein wenig zuvorzukommen — —"

Der Junker sah den Bucklichten ungläubig an; er konnte sich nicht einbilden, daß der Mann, der ihm bisher stets entgegengewesen, so plötzlich seine Ansicht geändert hatte.

„Sollte er mit dem Dichter gebrochen haben?" fragte er sich. „Man hat ihn in letzter Zeit oft bei der Oberhofmeisterin gesehen, die eine entschiedene Feindin des frechen Emporkömmlings ist — es sind alle Anzeichen vorhanden, die eine solche Vermuthung rechtfertigen. Oder sollte Gretchen selbst meine Vorschläge erwogen haben, die ich ihr machte? Jedenfalls verdient das hübsche Mädchen, daß ich der Sache näher auf den Grund zu kommen suche, zumal wenn ich die nöthige Vorsicht nicht außer Acht lasse."

Die Eitelkeit stellte den Entschluß fest. Dem Legationsrathe mußte seiner Ansicht nach ein empfindlicher Schlag beigebracht werden, wenn man

ihm das junge Mädchen raubte, an dem jener, wie er selbst gesehen, mit so großer Liebe hing.

„So haben Sie wohl Ihre Ansichten von meiner Person geändert?" fragte er mit einem Lächeln, das seinem Gesichte einen unbeschreiblichen Ausdruck von Einfältigkeit verlieh.

„Soll ich offen sein, gnädiger Herr?" fragte Werner, als ob er sich seines frühern Unrechts schämte.

„Verschweigen Sie mir nichts, Freund, denn nur so können Sie sich mein Vertrauen erwerben, das Sie an jenem Abende, wo Sie in mein Landhaus drangen, verscherzt haben."

„Es thut mir leid, gnädiger Herr — damals war ich noch nicht enttäuscht."

„Worüber?"

„Ich hatte auf eine gewisse Person Hoffnungen gesetzt — Sie errathen wohl, wen ich meine?"

„Ganz recht."

„Wie gesagt, Gretchens Zukunft liegt mir am Herzen, und da sie selbst eingesehen —"

„Daß ich es gut mit ihr meine?" fiel rasch der Kammerjunker ein. „Diese Erkenntniß kommt freilich ein wenig zu spät; aber da auch ich mich

gern mit dem Mädchen beschäftige, so tragen Sie mir Ihre Wünsche und Ansichten vor."

Der Junker nahm auf dem Sopha Platz. Werner drehte seinen Lehnstuhl so, daß er ihm gerade in das Gesicht sehen konnte.

„Gnädiger Herr, es ist nöthig, daß Gretchen aus der Residenz entfernt wird, wenn sie vor den Nachstellungen des verliebten Legationsraths gesichert sein soll."

„Wird das Mädchen folgen?"

„Sie ist meine Mündel — ich habe bereits Alles mit ihr überlegt. Wenn ich rathe, darf ich ihrer Zustimmung gewiß sein. Von dieser Seite hätten wir also nichts zu fürchten."

„Und was hoffen Sie von mir?"

„Daß Sie ihre Anträge nicht zurücknehmen, die Sie dem Mädchen gemacht haben."

Der Kammerjunker wiegte bedenklich sein Haupt.

„Ich erinnere mich noch genau des Abends, wo ich durch meine Vorliebe für das Mädchen und durch Ihre plötzliche Dazwischenkunft in eine unangenehme, peinliche Lage versetzt wurde. Sie traten gegen mich mit einem Eifer auf —"

„Den ich unter Bedingungen in Ihrem Dienste zu verdoppeln gedenke. Für das Wohl meiner Schutzbefohlenen setze ich das Leben auf das Spiel. Sie können sich meine Entrüstung denken, als ich erfuhr, daß ich betrogen war. Gretchen ist nicht die Einzige, welcher der schlaue Legationsrath Versprechen gemacht hat. Darf das Mädchen in seiner bescheidenen Stellung auch auf eine Heirath nicht hoffen, so kann es wenigstens beanspruchen, daß es keine Rivalinnen hat. Und dieser haben sich jetzt genug gezeigt."

„O das wußte ich längst!" murmelte der Kammerjunker mit einem verschmitzten Lächeln. „Man spricht selbst von einer Maitresse des Fürsten —"

„Ah, da sind wir auf dem rechten Punkte!"

„Ich hatte die Absicht, das Mädchen mit meinem Kammerdiener vortheilhaft zu verheirathen."

„So sagte mir Gretchen."

„Ihre Zukunft ist also jedenfalls gesichert."

„Darum halte ich es für Pflicht, mit Ihnen Rücksprache zu nehmen. Gnädiger Herr, ich freue mich, daß Sie mir so huldvoll entgegenkommen."

„Ich versprach ihr, sie auf mein Gut zu führen, wo sie die Herrin spielen kann.“

„Entführen Sie das Mädchen!“ sagte Werner eifrig. „Niemand wird ahnen, wohin die hübsche Näherin gekommen ist, wenn sie diesen Abend plötzlich verschwindet. Das ist ein köstliches, galantes Abenteuer. Wie wird sich der Legationsrath in Vermuthungen erschöpfen! Und nun denken Sie sich seinen Aerger, wenn er Sie in Verdacht hat, von der Schönen vorgezogen zu sein —“

Der Kammerjunker sprang auf.

„Werner, kann ich mich auf Ihre Ehrlichkeit verlassen?“ fragte er.

„Gnädiger Herr, nach dem, was zwischen uns vorgefallen, müssen Sie wissen, daß ich stets auf geraden Wegen gehe.“

„Also was soll geschehen?“

„Gretchen ist heute bei der Frau Oberhofmeisterin beschäftigt; sie wird mit dem Schlage acht Uhr das Haus verlassen. Sie werden also um diese Zeit in der Nähe des Gartens Ihren bequemen Wagen halten lassen. Ich selbst führe das hübsche Kind, und sobald es eingestiegen, fährt die Equipage nach Ihrem Gute, das, wenn ich nicht irre,

zwei Meilen entfernt ist. Treffen Sie morgen Mittag dort ein, so finden Sie Ihre Geliebte dort, und ich verwette meinen Schädel, daß Sie mit offenen Armen empfangen werden."

Der Junker bebte freudig zusammen. Seine Lüsternheit malte ihm Gretchen, das ihn einst so spröde zurückgewiesen, mit den reizendsten Farben.

„Freund," lallte er, „ich werde selbst das Mädchen begleiten."

„Dazu würde ich nicht rathen, gnädiger Herr. Ich fürchte zwar keine Ueberraschung, da Alles geheim vorbereitet ist — aber — —"

„Nun?" fragte der Junker gespannt.

„Es ist Gretchens wegen, die delikat behandelt sein will."

„Aber sie kann doch nicht allein reisen!"

„Das habe ich außer Acht gelassen!" rief Werner, indem er mit der flachen Hand an seine Stirn schlug. „Halt, da kommt mir ein köstlicher Gedanke! Um Ihnen meine aufrichtige Ergebenheit zu beweisen, werde ich selbst die Entführung leiten — ich begleite Gretchen, und morgen überliefere ich sie Ihrem Schutze! Wie finden Sie den Plan?"

„Vortrefflich!"

„Ich fordere keine andere Garantie für die Erfüllung Ihres Versprechens, denn ich weiß ja, daß Sie das schöne Mädchen leidenschaftlich lieben."

„Aber was fordern Sie, Freund?"

„Ich bin überreich belohnt, wenn Gretchen glücklich wird!"

Man berieth nun die Einzelnheiten der Entführung. Der Junker versprach, sofort einen Boten abzufertigen, der die Ankunft der Gäste auf dem Gute vorbereiten sollte.

„Und mein bester Wagen wird das liebe Kind durch die rauhe Winternacht tragen!" fügte er wie begeistert hinzu. „Ist auch der Weg schlecht — in zwei Stunden muß er zurückgelegt sein. Um neun Uhr, Freund, sitzen Sie mit Gretchen bei Tische, und spotten des Legationsraths der sich bei seinen andern Geliebten Entschädigung suchen mag."

Der entzückte Kammerjunker geleitete den Bucklichten auf die Hausflur, wo er mit einem warmen Händedrucke von ihm schied.

„Das ist ein Triumph," flüsterte er lächelnd, als er sein Zimmer wieder betreten hatte, „den mir mein Feind selbst bereitet hat! Eine bessere Revanche auf die erlittene Niederlage konnte ich nicht erwarten.

Jetzt dient der boshafte Zwerg mir, und wenn Alles gut geht, werde ich den Günstling bald völlig besiegt haben."

Eine Stunde später ging ein reitender Bote nach dem Gute ab. Der Kutscher erhielt Befehl, den Wagen vorzubereiten, und vier Pferde anzuspannen. Noch nie hatte der Junker in einer so heitern Laune das Schloß betreten. In den Gemächern der Fürstin Mutter traf er die Oberhofmeisterin. Er küßte der Dame ehrerbietig die Hand, und flüsterte:

„Zürnen Sie mir, gnädige Frau?"

Die Hofdame sah stolz lächelnd den Junker an.

„Sie spielen auf Ihren Absagebrief an?" fragte sie leise.

„Ich berücksichtigte die Verhältnisse — glauben Sie sicherlich, es wurde mir schwer, die Feder zu einem solchen Zwecke zu ergreifen."

„Dann bedauere ich um so mehr, daß meine Bemühungen gescheitert sind."

„Ich habe nie Ihren guten Willen verkannt!"

„Auch Nathalie war untröstlich!"

„Wie?" rief erstaunt der Kammerjunker. „Und ich glaubte, daß eine heimliche Neigung das liebe Fräulein hinderte —"

„Ueber diesen Punkt habe ich jetzt Gewißheit erlangt. Sie hegte allerdings eine heimliche Liebe —"

„Zu wem? Wer ist dieser Glückliche?"

„Kein anderer, als der Herr Kammerjunker!"

„Das klingt fast paradox, wenn ich ihr Benehmen bedenke."

„Mag sein; aber Nathalie ist ein wunderliches Ding. Ich habe ihr natürlich nichts von Ihrem Briefe gesagt, aber ich habe sie beobachtet. Sie war bis zu dem Augenblicke still und verschlossen, wo sie ein gewisses galantes Abenteuer erfuhr."

„Von welchem Abenteuer sprechen Sie?"

„Der Legationsrath erzählte es einer kleinen Gesellschaft und bezeichnete dabei nicht undeutlich den Helden, der das schöne Wild in einen Hinterhalt gelockt hatte. Man trieb es ihm wieder ab! Nathalie lachte herzlich und pries sich glücklich, nicht die Gattin eines Mannes geworden zu sein, den selbst eine Näherin verschmäht!"

Die Oberhofmeisterin setzte ihren Fächer in

Bewegung, sah noch einmal lächelnd auf den bestürzten Junker, und wollte sich entfernen.

„Halt, Madame, ein Wort!" rief er mit leise bebender Stimme.

„Was wollen Sie noch?" fragte die Hofdame spöttisch. „Soll ich Ihnen noch erzählen, daß der glühende Liebhaber in einem Alkoven stack, während Gretchen — —"

„Verzeihung, meine Gnädige, ich wollte Ihnen noch eine Mittheilung machen, bevor wir uns trennen."

„Ist sie interessant?"

„Für Sie, glaube ich selbst wichtig!"

„Nun, so lassen Sie hören."

„Das hübsche Gretchen hat den Legationsrath abgeschafft!" flüsterte der Kammerjunker leise und geheimnißvoll.

„Ah bah! Glauben Sie das Mährchen?"

„Fragen Sie morgen, aber nur morgen erst, die Näherin selbst. Ich setze meine Kopf ein, daß sie Ihnen diese Mittheilung bestätigen wird."

„Und was kann mir das nützen, mein bester Herr Kammerjunker?"

„O viel, sehr viel!"

„Die Liebe der Näherin ist mir sehr gleichgültig."

„Aber nicht Fräulein Nathalien. Wenn Gretchen Platz gemacht hat, läßt sich ein Angriff auf den Freund Sr. Durchlaucht wagen!"

Der Kammerjunker verbeugte sich und trat schnell in ein Seitenzimmer, als ob er dadurch die Wirkung seiner Worte noch erhöhen wollte. Die Oberhofmeisterin sah ihm mit einem bedauernden Lächeln nach.

„Es ist Schade, daß Nathalie meine Ansichten von der Ehe nicht theilt — dieser Mensch wäre ein Mann für sie gewesen!" flüsterte sie vor sich hin. „Er ist eben so reich als er einfältig ist."

„Das stolze Weib wird es nicht wieder wagen," dachte der Kammerjunker, „mir eine Sottise zu sagen. Sie sprach von dem Legationsrathe — folglich muß er geplaudert haben, und eine solche Plauderei setzt eine große Vertraulichkeit voraus. Mögen sie sich morgen die Entführungsgeschichte erzählen; meine so eben gegebenen Andeutungen werden hinreichen, gewisse Vermuthungen zu erwecken, die meine Rache sein sollen."

In der Bibliothek trafen der Legationsrath

und die Oberhofmeisterin zusammen. Der junge Mann stand am Fenster und las eifrig in einem Buche. Als er die Dame bemerkte, trat er ihr artig grüßend entgegen. Sie wollte sich zurückziehen.

„Ich bedauere, daß ich störe!" sagte sie mit einer gravitätischen Verneigung. „Unterbrechen Sie sich nicht, mein Herr, ich wähle einen andern Weg zu den Zimmern der Fürstin Mutter."

„Die Frau Oberhofmeisterin kann sich versichert halten, daß mir nichts erwünschter kommt, als diese Unterbrechung meiner Studien."

„Wahrhaftig? So kann ich annehmen, daß Sie mich sprechen wollen."

„Ich bitte um eine kurze Unterredung."

An der Hand Wolfgangs trat die Dame zu dem Kamine. Man ließ sich auf dem Polster nieder, das dort für die Leser angebracht war.

„Im nächsten Monate fällt der Geburtstag der durchlauchtigsten Fürstin Mutter," begann der Legationsrath. „Da ich nicht bezweifeln darf, daß Sie sich schon mit dem Arrangement der Festlichkeiten dazu beschäftigt haben, bitte ich Sie, die Aufführung eines Lustspiels in Ihr Program aufzunehmen, das ich zu diesem Zwecke geschrieben habe.

Der Fürst wird eine Bühne in dem großen Saale errichten lassen."

„Ich werde Ihnen das Program vorlegen, und Sie mögen die betreffende Stelle ausfüllen."

„Somit wäre in dienstlicher Angelegenheit nichts mehr zu besprechen. Jetzt wendet sich der Dichter mit einer Bitte an die gnädige Frau."

Die Oberhofmeisterin verneigte sich.

„Ich würde untröstlich sein, wenn es mein Vermögen überstiege, sie zu gewähren."

„Sie ist mit keinem Opfer verknüpft, gnädige Frau, ich rechne dabei nur auf Ihre Gewogenheit."

„Was ist es, mein Herr?" fragte die alte Dame, ihre Neugierde verbergend.

„Mein Stück wird auf den Wunsch des Fürsten nur von Hofdamen und von Hofherrn dargestellt werden."

„Der Herr Legationsrath hat mir doch wohl nicht eine Rolle zugedacht?" unterbrach ihn lächelnd die Oberhofmeisterin.

„Enthielte mein Stück eine für Sie passende Parthie, gnädige Frau, so könnte ich einer geistreichen Durchführung derselben gewiß sein. Mir fehlt die Repräsentantin eines jungen verliebten Mädchens,

eines Ideals von Anmuth und Schönheit. Ich hatte das Glück, Fräulein Nathalien, Ihre liebenswürdige Nichte, in Ihrer letzten Abendgesellschaft kennen zu lernen — wenn sie sich entschließen könnte, mit Ihrer Bewilligung die Rolle zu übernehmen, so befände sie sich in den Händen des Originals, das mir bei meiner Dichtung als Vorbild gedient hat. Ich bekenne offen, das Festspiel muß unterbleiben, wenn meine Bitte nicht berücksichtigt werden könnte. Und damit Sie bei der Entscheidung darüber Alles erwägen können, erlaube ich mir die Bemerkung, daß Durchlaucht selbst die Liebhaberrolle übernommen hat."

„Durchlaucht selbst?" fragte überrascht die Dame.

„Ja, gnädige Frau! Es soll für jetzt noch Geheimniß bleiben; aber wenn ich Sie einweihe, glaube ich keine Indiscretion begangen zu haben —"

„Sicher nicht, mein Herr, denn ich kenne meine Pflicht. Eben so wenig dürfen Sie an meiner Einwilligung zweifeln, selbst daran nicht, daß ich meinen ganzen mütterlichen Einfluß auf Nathalien geltend machen werde, um sie zu bestim-

men. Das arme Kind erscheint zum ersten Male bei Hofe —"

„Dessen Zierde sie werden wird. Ich wüßte nicht eine einzige unserer jüngern Damen, die ihr in irgend einer Beziehung den Rang streitig machen könnte. So darf ich es wagen, Fräulein Nathalien persönlich zu bitten —?"

„Sie sind willkommen, Herr Legationsrath."

„Die Zeit drängt, gnädige Frau, und deshalb habe ich beschlossen, diesen Abend meine Dichtung den betreffenden Personen vorzulesen."

„Diesen Abend schon?"

„In dem kleinen Gesellschaftssaale des Fürsten. So darf ich mich nach der Mittagstafel einfinden?"

Die Hofdame erhob sich.

„Ich wiederhole es, daß der Herr Legationsrath willkommen sein wird!" antwortete sie mit einer tiefen Verneigung. „Wie die Sachen bereits stehen, kann Nathalie nicht ausweichen —"

„Ich statte im Voraus meinen Dank ab, gnädige Frau!"

Die Oberhofmeisterin verließ rauschend das Bibliothekzimmer. Sie war entzückt über den Einfall des Poeten, denn sie bedurfte jetzt des

Kammerjunkers nicht mehr, um ihren ehrgeizigen Plan durchzusetzen. Der ceremoniellen Schranken gab es nur wenige, Nathalie kam im Gegentheil mit dem Fürsten in so nahe Beziehung, wie sie Zeit und Vorbereitung kaum herbeiführen konnten. Und der Legationsrath selbst, dem eine glänzende Laufbahn bevorstand, der geadelt war, um ihm jede Stellung zugänglich zu machen — hatte er nicht Nathalien als ein Ideal, als das Vorbild seiner Dichtung bezeichnet?

„Kann ich daraus nicht schließen, daß sie Eindruck auf ihn ausgeübt hat? Ich werde ihn nicht mehr hassen können, wenn er der Gatte Nathalien's ist. Aber warum hat er die Rollen so vertheilt, daß der Fürst Nathalien's Liebhaber ist? — Welche Absicht ihn auch leitet, mir kann jede willkommen sein, denn sie führt zum Ziele. Die Verhältnisse sind in ein neues Stadium getreten — sehen wir, was daraus entsteht!"

Eine Stunde später hielt sie mit ihrer Nichte Rücksprache. Das junge Mädchen war im höchsten Grade überrascht, aber es bedurfte nur der einfachen Schilderung von der Lage der Sache, und sie gab entschlossen ihre Einwilligung.

„Das durfte ich erwarten, mein Kind!" sagte zärtlich die Oberhofmeisterin. „Der Fürst selbst führt Dich auf eine Weise bei Hofe ein, welche die Damen mit Neid erfüllen wird. Ich spreche jetzt noch nicht von den Folgen; aber sei vorsichtig, mein Kind, denn Du hast zwischen dem Fürsten und seinem Günstlinge zu wählen. Den Kammerjunker gebe ich jetzt auf. Du erhältst entweder einen geistreichen Mann, oder — keinen!"

Die beiden Damen beschäftigten sich nun mit der Toilette für den Abend. Man beschloß, daß Nathalie einfach in blauer Seide der Vorlesung beiwohnen solle.

Um vier Uhr ward der Legationsrath gemeldet. Es läßt sich denken, wie ihn die Oberhofmeisterin empfing. Nathalie erröthete zwar, als der Dichter ihr ehrerbietig die Hand küßte; aber sie dankte unbefangen für das Vertrauen, das er in sie setzte.

„Mir bangte," sagte Wolfgang, „daß meine Dichtung einen Erfolg haben würde — jetzt bin ich beruhigt, denn Fräulein Nathalie braucht sich nur selbst getreu zu bleiben, um den Effect zu erzielen, den ich gewollt habe. So darf ich Durchlaucht seine Liebhaberin anmelden?"

Nathalie verneigte sich erröthend. Die Oberhofmeisterin nahm statt ihrer das Wort:

„Um nichts mangeln zu lassen, mein Herr, werde ich selbst Nathalien einführen."

„Vortrefflich, gnädige Frau! Der Fürst wird diese Aufmerksamkeit zu schätzen wissen. Schlag sieben Uhr wird ein Hofwagen vor der Thür halten, um die Damen zur Vorlesung abzuholen."

Der Legationsrath entfernte sich. Die wenig Stunden bis zur Abfahrt wurden mit der Toilette verbracht. Man legte die Pelze bereit, und harrte ungeduldig der Ankunft des Wagens. Da trat ein Diener ein.

„Der Tapezierer Werner wünscht vorgelassen zu werden."

Ein finsterer Unmuth bemächtigte sich der Oberhofmeisterin. Gerade in diesem Augenblicke, wo sie nur mit Wonne an die Zukunft dachte, mußte der Bucklichte erscheinen, um sie an eine verhängnißvolle Vergangenheit zu erinnern. Sie hatte nicht den Muth, den schrecklichen Gast abzuweisen. Werner erschien, in seinen Pelz gehüllt wie damals, als er die Rechnung des Leinwandhändlers überbrachte. Sein todtbleiches Gesicht hatte denselben

ironischen Ausdruck, mit dem er ihr das Papier überreichte, das er von Lucas eingehandelt hatte.

„Was bringen Sie mir?“ fragte sie mit erkünstelter Leutseligkeit.

„Gnädige Frau, ich komme, um Ihnen zu melden, daß der Wagen vor der Thür steht, der Sie zu der Vorlesung in dem Salon des Fürsten bringen soll.“

„Sie?“ fragte die Dame erstaunt.

Werner antwortete durch eine Verneigung.

„Und wer sendet Sie?“

„Der Befehl des Fürsten hat mich zum Theaterdiener gemacht. Ich erfülle nur meine Pflicht, wenn ich vor Ihnen erscheine.“

„So warten Sie unser am Schlage des Wagens!“

Werner verließ das Zimmer.

„Man geht vorsichtig zu Werke!“ flüsterte sie Nathalien zu. „Erräthst Du die Absicht des Fürsten?“

„Nun?“

„Die engern Zirkel werden nicht von Hoflakaien bedient — benütze diesen Fingerzeig!“

Beide Frauen hüllten sich in ihre Pelze und

verließen das Haus. Vor dem Gartenthore hielt der Wagen; an dem geöffneten Schlage stand Werner. Die Nacht war finster, und ein dichter Schnee fiel herab. Man stieg rasch ein, Werner schloß den Schlag, dann stieg er hinten auf den Sitz des Bedienten, ein leiser Pfiff ertönte, und der Wagen, von vier kräftigen Pferden gezogen, fuhr rasch davon. In demselben Augenblicke erschien die Gestalt eines Mannes, die der Equipage nachsah. Es war der Kammerjunker, der entzückt vor sich hin flüsterte:

„Werner ist ein ehrlicher Mann! Es trifft Alles genau ein, wie es verabredet war. Morgen werde ich dem reizenden Gretchen sagen, daß ich ihr die Sprödigkeit gern verzeihe, mit der sie mich in dem Gartenhause behandelt hat. Ehe der Tag graut, werde ich auf dem Wege zu meinem stillen Paradiese sein." Lächelnd blickte er nach dem Hause der Oberhofmeisterin. „Und Sie, meine Gnädige," fügte er hinzu, „mögen dann erfahren, daß mir mein Liebchen mehr gilt als Ihre einfältige Nichte. Mein Entschluß ist jetzt unumstößlich: ich werde mich nie verheirathen!"

Während der überglückliche Kammerjunker nach seiner Wohnung eilt, begleiten wir die Reisenden.

Das Erscheinen Werners hatte die Oberhofmeisterin trüb gestimmt; sie lag schweigend in dem Rücksitze des bequemen Wagens und suchte sich mit dem Gedanken zu trösten, daß sie bald in dem Besitze eines Geheimnisses des jungen Fürsten sein würde, das ihr einen überwiegenden Einfluß verleihen mußte. Sie hielt die Ansicht für die richtigere, daß Nathalien's Schönheit den Fürsten gefesselt habe, und daß die Veranstaltung des Schauspiels ein Mittel sei, ein zärtliches Verhältniß anzuknüpfen. Der Weg zu dem Fürstenhause konnte in fünf Minuten zurückgelegt sein, aber noch immer fuhr der Wagen im raschen Trabe weiter. Dieser Umstand fiel der sinnenden Dame erst auf, als ein heftiger Windstoß den prasselnden Schnee an das Fenster trieb.

„Was ist das?" fragte sie erschreckt.

„Das Wetter wird ungestüm!" antwortete ruhig Nathalie.

„Der Kutscher muß einen großen Umweg gewählt haben."

Sie zog den seidenen Vorhang zurück und versuchte durch das Fenster zu sehen — eine dichte Finsterniß umgab den Wagen, der sich unaufhalt-

sam fortbewegte. Der mit Schnee bedeckte Boden ließ kein Geräusch der Räder zu.

„Sind wir bald im Schlosse?“ fragte Nathalie nach einer Pause.

„Ich meine, wir müßten längst dort sein — wir fahren ja fast eine Viertelstunde. Vielleicht hat man vergessen uns zu sagen, daß die Vorlesung, um sie ganz geheim zu halten, auf dem einsamen fürstlichen Lustschlosse stattfindet. Es unterliegt keinem Zweifel, wir haben längst die Stadt verlassen. Nirgends schimmert ein Licht, und der Wind wüthet um den Wagen — wir müssen uns im freien Felde befinden.“

Sie zog den bequemen Pelz fester um sich. In unruhiger Erwartung verfloß wiederum einige Zeit. In den Pausen, die der Wind machte, hörte man das Keuchen der Pferde und die Peitsche des Kutschers.

„Was kann man mit uns vorhaben?“ fragte sich die Oberhofmeisterin, die sich einer ängstlichen Besorgniß nicht erwehren konnte, als sie bedachte, daß Werner zu ihrem Diener bestellt sei. „Ich folge einer Einladung des Fürsten — sollte man mich mystificiren? Den fürstlichen Namen zu mißbrauchen, wird

man sicherlich nicht wagen. Die Entscheidung kann nicht fern sein, fügen wir uns in Geduld!"

Die Tante erschöpfte sich in Vermuthungen, während die Nichte neugierig bald rechts, bald links durch das Fenster blickte. Wiederum verfloß eine Viertelstunde, und die Bewegungen des Wagens verriethen, daß man einen holprichten Weg eingeschlagen hatte. Die Straße nach dem Schlosse war ebene Chaussee, auch war die Zeit längst vorüber, in der man den fürstlichen Landsitz bei dem schnellen Fahren erreicht haben mußte. Es ließ sich kaum noch bezweifeln, daß das Ziel der Reise ein anderes war. Die alte theilte der jungen Dame ihre Befürchtung mit.

„Und Du bist so ruhig, Nathalie?" fragte sie argwöhnend.

„Was soll ich beginnen, liebe Tante? Es ist zwar kein Vergnügen in kalter Winternacht zu reisen — —"

Ein heftiger Stoß, den der Wagen erhielt, unterbrach das junge Mädchen. Die Oberhofmeisterin stieß einen leisen Schrei aus. Doch schon im nächsten Augenblicke rollte der Wagen mit Blitzesschnelle bergab.

„Nathalie," sagte zornig die alte Dame — „es ist klar, man beabsichtigt einen Streich mit uns, bekenne es, hegst Du Vermuthungen? Oder was noch schlimmer wäre: weißt Du darum?"

„Wie kommen Sie auf den Gedanken, liebe Tante? Ich habe mich gehorsam allen Ihren Wünschen gefügt, mehr kann ich nicht thun."

Die Oberhofmeisterin klopfte heftig an das Fenster und rief den Kutscher. Es erfolgte keine Antwort. Nach mehren vergeblichen Versuchen sank sie zornbebend in den Sitz zurück.

„Das ist arg! Das ist arg!" murmelte sie. „Der Kobold soll es büßen — kein anderer als er leitet diese Reise."

Nathalie suchte zu trösten; aber sie wurde von der entrüsteten Tante barsch zurückgewiesen. So saß nun jede still in einer Ecke. Die Oberhofmeisterin, die sich nur mit Werner beschäftigte, hatte sich auf eine heftige Scene gefaßt gemacht. Sie hielt den Legationsrath für seinen Genossen, der das Geheimniß ihrer Jugendliebe zu seiner Waffe benützte. Tausend Ansichten durchkreuzten ihren Kopf, der wie im Fieber brannte. Da fuhr der Wagen plötzlich langsamer und rauhe Stimmen

riefen sich einander zu. Einen Augenblick später standen die Pferde still. Zitternd vor Erwartung lauschten die unfreiwilligen Reisenden. Durch die mit Reif überzogenen Fenster glänzte Licht. Der Wagenschlag ward geöffnet, und bei dem Scheine einer Laterne zeigte sich das bleiche Gesicht Werners.

„Wir sind am Ziele, gnädige Frau!“ sagte er.

Konnte sie anders, als sich fügen, wenn sie die kalte Winternacht nicht im Wagen zubringen wollte? Zitternd am ganzen Körper stieg sie aus. Nathalie folgte. Man führte die Damen eine hohe Steintreppe hinan. Auf der weiten, hell erleuchteten Hausflur trat ihnen ein Mann entgegen. Die Oberhofmeisterin stand bestürzt da — sie erkannte den Verwalter des Kammerjunkers und das Gut desselben. Schweigend ließ sie sich in das vorbereitete Zimmer führen, wo sie den Besitzer anzutreffen hoffte; aber weder der Kammerjunker noch Werner waren zu erblicken. Der Verwalter versicherte, daß sein Herr am nächsten Morgen eintreffen würde. Man fügte sich dem Unvermeidlichen, genoß ein gutes Nachtessen, und ging zu Bett.

Fünftes Kapitel.

Es war noch früh am nächsten Morgen, als die Oberhofmeisterin stürmisch die Glocke zog. Werner, der die Bedienung der Gäste übernommen hatte, trat auf dieses Zeichen ehrfurchtsvoll grüßend in das Zimmer. Die beiden Damen, die sich gegenseitig unterstützt, befanden sich bereits in vollständiger Toilette. Da ihr Besuch, wie wir wissen, ursprünglich dem Fürsten gegolten, schien es, als ob sie sich zu einer Festlichkeit vorbereitet hätten. Nathalie stand am Fenster und übersah die Winterlandschaft. Die Oberhofmeisterin, sehr ernst gestimmt, saß in dem Sopha.

„Befehlen Sie das Frühstück?“ fragte der Tapezierer.

„Ich hoffe, ich werde es in meinem eigenen Hause einnehmen können.“

„Sie werden unvorsichtig handeln, gnädige Frau, denn der Morgen ist rauh und kalt," antwortete Werner so ruhig, als ob sich durchaus nichts ereignet hätte, das wichtiger als das Frühstück wäre.

Die Oberhofmeisterin unterdrückte ihren aufkeimenden Zorn.

„In wessen Wagen und auf wessen Betrieb haben wir die Reise hierher gemacht?" fragte sie heftig.

„Es kann Ihnen niemand diese Frage besser beantworten, als der Herr Kammerjunker, der jeden Augenblick eintreffen muß."

„Sie haben mich belogen, Werner!"

„Verzeihung, gnädige Frau —!"

„Man erwartete uns bei dem Fürsten, und Sie hatten die Frechheit, sich eine unerhörte Mystification zu erlauben. Ich befehle Ihnen, auf der Stelle den Wagen vorfahren zu lassen."

„Sie kennen meinen Diensteifer, gnädige Frau; aber diesen Befehl auszuführen, liegt nicht in meiner Gewalt. Ward ich doch selbst gezwungen, in stürmischer Winternacht auf offenem Wagen zu reisen. Aus Liebe zu Ihnen ertrug ich die Pein —"

„Aus Liebe zu mir?“ fragte betonend die alte Dame.

„Ich vergesse nie, daß ich Ihnen Dank schulde!“

Das Geräusch von Hufschlägen ließ sich in dem Hofe vernehmen. Die Oberhofmeisterin trat zu dem Fenster. Ein junger Mann auf einem muthigen Rosse sprengte durch das Thor. Der Reiter schien der Kälte trotzbieten zu wollen, denn er trug einen einfachen mit Pelz verbrämten Rock, der seine schöne, männliche Gestalt deutlich abzeichnete. Die kleine Pelzmütze auf dem krausen Kopfe gab ihm ein keckes Ansehen. Brust und Mähnen des Pferdes, sowie das Haar und der Schnurbart des Reiters, waren weiß von Reif. Leicht und gewandt sprang er ab, und übergab das dampfende Roß dem herbeigeeilten Stallknechte. Er eilte die Treppe hinauf, und verschwand in dem Hause.

Hätte die Oberhofmeisterin, für die jedes Ereigniß unter den obwaltenden Umständen von großer Wichtigkeit war, nicht mit ängstlicher Neugierde den Reiter beobachtet, so würde sie gesehen haben, wie Nathalie plötzlich erröthete und von einem augenblicklichen Zittern befallen ward. Sie hatte Victor von Wildau erkannt. Jetzt glaubte sie sich die

Absicht des kleinen Mannes erklären zu können, dem sie in Vertrauen auf ihre baldige Erlösung gern gefolgt war. Hieraus läßt sich ihre Ruhe während der Fahrt erklären. Die Hofdame warf einen fragenden Blick auf Werner, der neben ihr stand.

„Wer ist das?" flüsterte sie dann.

Werner trat näher und flüsterte geheimnißvoll zu ihr empor:

„Ein schöner Mann, nicht wahr?"

„Wer ist er?" wiederholte sie dringender.

„Gnädige Frau, wie würden Sie diesen Mann empfangen haben, wenn er Ihnen die Rechnung Lucas Funke's überbracht hätte?" fragte Werner leise, indem sich sein Gesicht zu einem grinsenden Lächeln verzog.

Die Hofdame zuckte zusammen und das Blut drang ihr zu Kopfe.

„Ist er Ihnen bekannt?" stammelte sie.

„Was auch geschehen möge — denken Sie stets an die Antwort auf die Frage, die ich so eben an Sie gerichtet habe. Es ist eine Warnung, deren Nichtbefolgung Ihnen Schaden bringen könnte. Schaffen Sie sich einen gesunden, schön gewachsenen Sohn!"

Werner verließ das Zimmer. Die Oberhofmeisterin war so erschreckt, daß sie den kleinen Mann nicht zurückzuhalten vermochte. Eine große Last war ihrer Brust entnommen, denn sie durfte hoffen, daß der scheußliche Zwerg nicht ihr Sohn sei.

„Hier geht etwas vor!" dachte sie beklommen. „Werner scheint die Lösung des seltsamen Räthsels auf eine delikate Weise zu betreiben, er würde mich sonst nicht aus der Stadt entführt haben. Aber was hat der Kammerjunker hier zu schaffen? Warum hat man sein Gut gewählt?"

Nathalie unterbrach sie in ihrem Nachsinnen. Sie machte die Tante auf einen Schlitten aufmerksam, der von dem jenseits des Hofgitters liegenden Berge wie vom Winde getrieben herabjagte. Schweigend beobachteten die beiden Frauen; sie bemerkten die Magd nicht, die hinter ihren Rücken das Frühstück servirte. Der Schlitten, von drei mit Reif bedeckten Pferden bespannt, erschien nach kurzer Zeit in dem Hofe, und der Kammerjunker, bis über den Kopf in Pelze eingehüllt, stieg aus. Unter den Dienern, die den Herrn empfingen, befand sich auch Werner. Der Junker reichte dem kleinen Manne

die Hand, und schüttelte sie wie die eines Freundes. Diese Vertraulichkeit brachte auf die Oberhofmeisterin einen unangenehmen Eindruck hervor, und das Vertrauen, das sie noch vor wenig Minuten in den Tapezierer gesetzt, begann wieder zu schwinden. Sie war außer Stande, eine Ansicht, viel weniger noch einen Entschluß zu fassen. Der verhängnißvolle Schleier zog sich immer dichter zusammen, und die sonst so kluge Hofdame war gezwungen, ruhig die Entwickelung der Dinge zu erwarten. Der Gedanke, von Werner abhängig zu sein, war ihr peinigend, und es gab kein Mittel, sich seinem Einflusse zu entziehen. Außerdem hatte sie Gründe, den Kammerjunker als ihren Feind zu betrachten, und sie konnte eine wichtige Scene erwarten, nachdem sie die mitwirkenden Personen, die alle zu ihr in Beziehung standen, auf dem Schauplatze hatte erscheinen sehen. Es läßt sich denken, in welcher Stimmung sie den Herrn des Gutes erwartete.

Endlich öffnete Werner die Thür, und ließ den Kammerjunker, der seine Pelze abgelegt und flüchtig die Toilette geordnet hatte, eintreten. Wie eine Bildsäule blieb er an der Schwelle stehen, als er die beiden fast ballmäßig geschmückten Damen

erblickte. Die Oberhofmeisterin vergaß den Gruß, als sie das Erstaunen des Junkers sah, der sie mit weit aufgerissenen Augen anstarrte. Statt des lieblichen Gretchens, für die er schwärmte und in deren Arme er zu eilen gedachte, fand er die Oberhofmeisterin mit ihrer Nichte vor. Er sah sich nach Werner um — der Bucklichte hatte geräuschlos die Thür hinter ihm geschlossen und war verschwunden. Die Oberhofmeisterin glaubte sich sein Erstaunen deuten zu können.

„Sind wir Ihnen unwillkommene Gäste?" fragte sie pikirt.

„Verzeihung," stammelte der Junker, „auf diesen mich ehrenden Besuch war ich nicht vorbereitet."

„Sie wußten nicht darum?"

„Bei meiner Ehre! Indeß — —"

„Endigen Sie die Komödie, mein Herr! Sie sehen, wir befinden uns in einer Situation —"

„Die der meinigen gleicht, gnädige Frau."

„Erklären wir uns als Leute vom Stande!"

„Sie sehen mich bereit."

„Ihr Besuch auf dem Gute muß einen Zweck haben —"

„Allerdings.“

„Wen erwarten Sie hier?“ fragte die Dame mit ihrer gewohnten Heftigkeit.

Der Kammerjunker schwieg einen Augenblick bestürzt. Wie konnte er diese Frage beantworten in Gegenwart Nathaliens.

„Ich begreife nicht,“ sagte er endlich, „was Ihnen das Recht giebt —“ er stockte.

„Hier zu erscheinen?“ fragte rasch die Hofdame. „Herr Kammerjunker, ich erwarte soviel Delikatesse, daß Sie mir und Nathalien gegenüber die Maske nicht länger tragen, der Sie so wenig gewachsen sind. Sie fragen, nachdem was mir geschehen, was mir das Recht giebt, hier zu erscheinen?“

Die Unterhaltung stockte wieder. Der Junker fand nicht sofort eine Ausrede, und die Oberhofmeisterin schämte sich einzugestehen, daß sie überlistet sei, sie, die so kluge und geistreiche Frau. Nahm Nathalie auch mit Gewißheit an, daß Werner diese ungewöhnliche Landparthie arrangirt habe, um ihre und Victors Interessen zu fördern, so konnte sie dennoch nicht begreifen, zu welchem Zwecke der Kammerjunker, den offenbar nicht der Zufall geführt

hatte, auf das Gut beschieden sei. Jeder fühlte natürlich den Einfluß des Todescandidaten, aber keiner wollte ihn gelten lassen. Der Oberhofmeisterin war die Anwesenheit der Nichte lästig, sie sann vergebens auf einen passenden Vorwand, das junge Mädchen zu entfernen.

„Mein Herr," sagte sie mit kalter Artigkeit, „ich wende mich an Ihre Courtoisie, wenn ich die Bitte ausspreche, mir sofort den Wagen zur Verfügung zu stellen, der uns gestern Abend hierherbrachte. In der Residenz erwarte ich die Erklärung des mich betroffenen Unfalls, den ich zu Ihrer Ehre als die Folge eines Mißverständnisses betrachten will."

Dem Kammerjunker ging ein Licht auf. Werner hatte statt Gretchens die beiden Damen entführt.

„War es seine Absicht, oder hatte er nicht anders gekonnt?" fragte er sich.

Die Vermuthung, Werner habe ihm einen boshaften Streich gespielt, gewann indeß die Oberhand. Er erinnerte sich mit Schrecken der Scene mit der Bäuerin auf der Sägemühle, die der dämonische Todescandidat so vortrefflich auszubeuten verstanden hatte. Es ließ sich auch jetzt erwarten, daß

die Katastrophe des vorbereiteten Drama's nicht lange ausbleiben würde. Die beiden Damen mußten also rasch entfernt werden. Auch der Oberhofmeisterin lag an einer schnellen Abreise, denn sie gedachte mit Zittern der Worte, die Werner in Bezug auf den stattlichen Reiter ihr zugeflüstert hatte. Daß Nathalien an einem längern Bleiben lag, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Der Junker flüchtete sich nun zu der ceremoniellen Höflichkeit, um den wahren Zustand seines Innern zu verdecken. Als er das Frühstück auf dem Tische erblickte, das er eigentlich für sich und Gretchen bestimmt hatte, bat er die Gäste, sich zu der Reise zu stärken.

„Ich werde Befehl ertheilen," fügte er hinzu, „daß Ihrem Wunsche sofort Genüge geschieht."

Er zog heftig an einer Glocke.

Statt des erwarteten Dieners trat nach einigen Augenblicken Werner ein.

„Es ist noch ein Gast angekommen!" meldete er.

„Wer?" fragte bestürzt der Kammerjunker, der an Gretchen dachte.

„Er hat sich vorbehalten, dem Gutsherrn seinen Namen selbst zu nennen.“

„Sagen Sie ihm, daß mich Damenbesuch abhielte, ihn zu empfangen. Mein Verwalter soll kommen!“

„Hier ist der Gast schon!“ sagte Werner, indem er die Thür öffnete.

Victor, noch in seinen Reisekleidern, trat ein. Die Oberhofmeisterin erzitterte, als sie das schöne männliche Gesicht und das Geist und Charakter verkündende Auge des Fremden sah, der ungezwungen, aber mit dem feinen Anstande eines Mannes von Bildung, grüßte. Sie erbleichte und erröthete bei dem Gedanken, daß er ihr Lieblosigkeit, selbst Grausamkeit zum Vorwurfe machen könnte.

Der Junker sah den neuen Gast forschend an. Er glaubte bekannte Züge zu sehen, aber so viel er auch in seinem Gedächtnisse forschte, es war ihm unmöglich, einen Anhaltepunkt zu finden. Nathalie stand mit glühendem Gesichte neben ihrer Tante. Sie zitterte nicht vor der Entwickelung der Dinge, denn sie kannte den Geliebten als einen vorsichtigen, ehrliebenden Mann, der nichts unternehmen würde, ohne vorher sorgfältig erwogen zu haben.

„Wer giebt mir die Ehre?“ fragte lallend der Junker, der wie auf feurigen Kohlen stand.

„Victor von Wildau!“ war die in einem festen Tone ertheilte Antwort.

„Ein Herr von Wildau!“ rief der Junker, der mit großer Anstrengung seine Fassung zu bewahren suchte. „Man sagte mir, daß der letzte Sprosse dieser edeln Familie preußische Kriegsdienste genommen habe —“

„So hat man Ihnen die Wahrheit gesagt, mein Herr. Sie wissen nun Alles, was nöthig, um mich den Damen vorzustellen.“

Die Vorstellung erfolgte nach den Regeln der Hofetikette. Die Oberhofmeisterin athmete freier, denn sie erinnerte sich der Familie von Wildau, die vor langer Zeit durch Unglücksfälle, denen man verschiedene Ursachen unterlegte, zu Grunde gegangen war. Sie wußte auch, daß das beträchtliche Stammgut derselben kaum zwei Stunden entfernt lag, und auf die Familie des Kammerjunkers nach einem hartnäckigen Prozesse vor den preußischen Gerichten übergegangen war. Die Beziehung des jungen Mannes zu Nathalien ahnte sie nicht.

Der Kammerjunker bemühte sich, den aufmerk-

samen Wirth zu spielen. Er lud zum Frühstücke ein, und befahl noch zwei Couverts. Werner machte unaufgefordert den Diener.

„Sie vergessen den Wagen!" sagte die Oberhofmeisterin.

„Sie erlauben mir, gnädige Frau, daß ich Sie als Ihr Cavalier zur Stadt zurückbegleite," wandte sich Victor zu der Dame. „Mein Geschäft mit dem Herrn Kammerjunker ordne ich während des Frühstücks."

„Ein Geschäft führt Sie zu mir?" fragte der zerstreute Junker.

„Ja."

„Dann bedauere ich, daß ich Sie an meinen Intendanten in der Stadt verweisen muß. Außerdem erfordert es die Anwesenheit der Damen, daß wir andere Gegenstände zur Unterhaltung wählen —"

„Sie mahnen mich zur rechten Zeit, daß ich im Begriffe stand, einen Fehlgriff zu thun!" antwortete Victor mit einer leichten Kopfverneigung. „Sie fordern Unterhaltung — es ist Pflicht des Gastes, daß er sie gewährt. Der arme Edelmann besitzt den Vorzug vor dem reichen, daß er aus dem Leben ein Studium machen muß, wenn er äußerlich

seinen Rang in der Gesellschaft bewahren will. Ich war noch ein Kind, als mir vom Schicksale die schwere Aufgabe gestellt wurde, selbst für mich zu sorgen. Fast klingt es wie ein ersonnenes Abenteuer, wie ein künstlich angelegtes Drama — ich bitte um die Entscheidung der Damen, ob es glaubhaft ist!"

Victor schlürfte die heiße Chocolade aus seiner Tasse, ohne sich um die Wirkung zu bekümmern, die seine Worte auf die Hörer ausgeübt. Die Oberhofmeisterin hatte nicht den Muth, ihren Platz zu verlassen, obgleich sie wie auf Nadeln saß, denn sie dachte an Werners Worte. Der Kammerjunker wollte so eben eine ausweichende Phrase entgegnen, als Victor begann:

„Mein Vater hatte einen Freund und Nachbar, dem er nicht nur alle seine Geheimnisse anvertraute, sondern sich auch in schwierigen Fällen von ihm Raths erholte. Seit vielen Jahren — sie waren Jugendgespielen gewesen — umschlang Beide das innigste Band, und einer wie der andere hatte Beweise geliefert, daß er ein wahrer, zuverlässiger Freund sei. Beide besaßen außer ihren einträglichen Gütern kein Vermögen, darum sorgten sie durch

die Erhaltung derselben für ihre Kinder. Ich bemerke ausdrücklich, daß jeder der Freunde nur einen Sohn hatte; der des Nachbars war um zehn bis zwölf Jahre älter als ich. Es läßt sich, ohne das Erhabene der Freundschaft anzutasten, immer eine gewisse Schwachheit meines Vaters voraussetzen, wenn ich berichte, daß er mit der Zeit völlig abhängig von dem befreundeten Nachbar wurde. Trotz dem mein Vater das Gut von dem Vater ererbt, trotz dem er es frei und unabhängig als rechtmäßiger Eigenthümer besessen und verwaltet hatte, so trat dennoch aus einer andern Linie der Wildau's ein preußischer Oberst auf, und wies aus alten Documenten nach, daß das Gut von Rechtswegen in seiner Linie hätte forterben müssen, und daß er als der einzige Vertreter dieser Linie der loyale Erbe sei. Ich übergehe die Einzelnheiten, auf die er seine Ansprüche stützte, und bemerke nur, daß sie der Art waren, um meinem schwachen Vater ernste Besorgnisse einzuflößen. Er suchte mit dem Obersten zu unterhandeln; dieser aber forderte unverschämt eine enorme Summe, und drohete, wenn sie nicht in einer bestimmten Frist ausgezahlt würde, seine Ansprüche gerichtlich gelten

zu machen. Da die Abfindungssumme dem Werthe des Gutes ziemlich gleich kam, so konnte sie mein Vater natürlich nicht gewähren. In seiner Herzensangst wandte er sich an den Freund, und berieth mit ihm diese wichtige Angelegenheit. Man stellte Erörterungen an, und es fand sich ein Vorgang aus dem Leben meines Großvaters, der Besorgnisse erregte. Obwohl es klar am Tage lag, daß das Gut nicht unrechtmäßig erworben war, so ließ sich doch ein für meinen Vater unglücklicher Ausgang des Prozesses fürchten, mit dem der Oberst, ein zäher, unverschämter Mensch, drohete. Alle Anerbietungen meines Vaters wurden höhnend zurückgewiesen. Die beiden Freunde waren nun der Ansicht, es müsse Alles aufgeboten werden, um das ganze, einzige Vermögen nicht den Spitzfindigkeiten eines Prozesses auszusetzen. Hierzu bot sich nur ein Mittel. Da mein Vater bisher rechtmäßiger und uneingeschränkter Besitzer gewesen, so konnte er natürlich nach Willkühr darüber verfügen. Er verpfändete also das Gut durch eine gerichtliche Acte, die sofort aufgenommen wurde, an den Freund, und bekannte, die Summe von einhunderttausend Gulden als Darlehn empfangen zu haben.

Somit war der Nachbar anscheinend der eigentliche Besitzer, obgleich er nicht einen Gulden ausgezahlt hatte. Es ließ sich nun erwarten, daß der Oberst nicht um ein so schwer belastetes Gut prozessiren würde, oder wenn er es unternähme, daß die Hypothekschuld des Nachbars darauf lasten bleiben müsse, und daß mein Vater ruhig der Zukunft, die in den Händen seines besten Freundes lag, entgegen sehen könne. In die Ehrlichkeit des Freundes ließ sich durchaus kein Zweifel setzen, und um allen Eventualitäten vorzubeugen, hatte er meinem Vater eine Quittung ausgestellt, in der er bekannte, die Summe von einhunderttausend Gulden zurückerhalten zu haben. So standen die Sachen, als der Oberst seinen Prozeß begann. Der Freund trat nun als erster Hypothekargläubiger auf, und wahrte seine Rechte. Wider Erwarten ward die Sache rasch entschieden, der Oberst verlor den Prozeß und mußte natürlich die Kosten bezahlen. Der Oberst verfolgte meinen Vater nun mit einer Bosheit und Heftigkeit, die nicht nur seinen guten Ruf, sondern auch sein Leben in Gefahr brachten. Auf der Jagd bei einem befreundeten Edelmanne trafen die Gegner zufällig zusammen. Es ent-

spann sich ein Streit, man griff in der Hitze zu den Hirschfängern, und mein bis zur Wuth gereizter Vater erstach den Obersten. So war mein Vater, der sonst so gutmüthige Mann, zum Mörder geworden, und er mußte, um nicht gefänglich eingezogen zu werden, entfliehen, ohne daß er zuvor noch einmal sein Gut erreichen konnte. Da sandte er einen treuen Mann, der ihn zur Jagd begleitet hatte, mit dem Auftrage ab, einen Kasten, der seine werthvollen Papiere und eine Summe Geldes enthielt, in Sicherheit zu bringen, da sich wohl annehmen ließ, daß man sein Eigenthum mit Beschlag belegen würde. Dieser treue Mann, der Pachter eines kleinen Gutes, rettete das bezeichnete Eigenthum, indem er es heimlich in dem Garten seiner Tochter vergrub, und reis'te dann meinem Vater nach, um ihm die Mittel zur Fortsetzung der Flucht einzuhändigen, da sein Aufenthalt innerhalb der Grenzen Deutschlands nicht räthlich erschien, denn die Verwandten des Obersten suchten darzuthun, daß der Streit mit Fleiß herbeigeführt und der Mord ein vorsätzlicher sei. Es fanden sich Zeugen, und unter diesen war auch der Freund, der die bekannte Verschreibung in Händen hatte."

„Auch der Freund?" fragte die Oberhofmeisterin betroffen, die mit großer Spannung zugehört hatte.

„Der sich nun in seiner wahren Gestalt zeigte. Auf Grund des Schulddokumentes, das der Flüchtige gehindert gewesen war gegen sein Papier auszutauschen, kündigte er das Kapital, er blieb Meistbietender, und das schöne Gut fiel ihm anheim. In welcher Absicht dies geschehen, läßt sich nicht bestimmen, da gleich darauf der Freund starb, und sein Sohn den Besitz der Güter antrat. So stand ich nun arm und verlassen in der Welt, mir blieb nichts als ein kleiner Bauerhof, der nicht verpfändet gewesen war. Das Schuldverhältniß der beiden Freunde blieb allen, die meinen Vater gekannt, ein Räthsel, man zweifelte selbst nicht daran, daß er bei seiner Sparsamkeit und rastlosen Thätigkeit baare Kapitalien besitzen mußte. Mein Vormund suchte umsonst dieses Dunkel zu meinen Gunsten aufzuhellen; Alles was er erlangen konnte war, daß ich im Besitze des kleinen Gutes blieb. Trotzdem man nicht wußte, wo sich mein Vater aufhielt, so ward doch Alles aufgeboten, um seine Rückkehr zu erwirken. Der König, von angesehenen Edelleuten

darum angegangen, befahl eine neue Untersuchung, und sprach nach Beendigung derselben die Begnadigung aus, die in allen Zeitungen bekannt gemacht wurde. In Folge derselben kam aus Amsterdam ein amtlicher Bericht, nach dem ein Herr von Wildau Dienste in den holländisch-ostindischen Truppen genommen, und seit länger als zwei Jahren nach Batavia gegangen sei. Ein schon bejahrter Diener habe ihn begleitet. Ich war damals noch zu jung, um eine Reise über das Meer zu unternehmen, sonst wäre ich meinem armen Vater gefolgt. Später fesselten mich andere Bande an die Heimath, die ich weder den Willen noch den Muth hatte zu zerreissen. Mein ganzes Bestreben war nun darauf gerichtet, den Schleier zu zerreissen, der die letzte Vergangenheit meiner Familie deckte, denn es ließ sich mit Gewißheit annehmen, daß entweder die Bosheit der Menschen oder ein unglücklicher Zufall mich meines Vermögens beraubt hatten."

„Da Sie wußten, daß jene Schatulle vergraben war," meinte die Oberhofmeisterin, „so konnte es Ihnen nach meiner Ansicht nicht schwer werden —"

„Verzeihung, gnädige Frau, die Existenz der Schatulle war mir fremd; aber ein Zufall, den ich

richtiger als das Werk der Vorsehung bezeichnen muß, ließ sie mich vor ganz kurzer Zeit auffinden, und mit Hülfe der darin enthaltenen Papiere war es mir möglich, den Zusammenhang der Dinge so zu ordnen, wie ich ihn eben jetzt vorzutragen die Ehre hatte."

„Und die Quittung, die Ihren Vater sicher stellen sollte?" fragte Nathalie mit leiser Stimme.

Victor zog aus seinem Portefeuille ein vergelbtes Papier hervor und sagte:

„Diese Quittung erlaube ich mir dem Herrn Kammerjunker zu präsentiren, der in diesem Augenblicke der Besitzer des Stammgutes der Wildau's ist."

„Mir?" lallte der Junker, der schon längst leichenblaß geworden war.

„Ihnen, mein Herr; und ich hoffe, Sie werden dadurch die Ehre Ihres Vaters retten, daß Sie seine Unterschrift anerkennen."

„Das heißt, ich soll Ihnen das Gut zurückgeben —?" rief der Junker, indem er zitternd aufstand.

„Ein Vermögen, das Sie nicht besessen, sondern nur verwaltet haben, wie es ohne Zweifel die Absicht Ihres Vaters war."

„Was läßt Sie an diese Absicht glauben, mein Herr?“ fragte der Kammerjunker, der sich mit Unverschämtheit zu waffnen suchte. „Wer sagt Ihnen, daß die Quittung, wenn sie wirklich mein Vater ausgestellt hat, nicht ein anderes Geschäft bezeichnet, das sich bei dem freundschaftlichen Verhältnisse wohl voraussetzen läßt?“

„Das Papier selbst!“ antwortete Victor zwar ruhig, aber mit würdevollem Ernste. „Ich würde hier als ein Betrüger stehen, der eine Gelderpressung versuchte, wenn ich von der Richtigkeit meiner Forderung nicht völlig überzeugt wäre. Ihr Vater hat die beste Absicht mit dem Freunde gehabt, da er ein solches Dokument ausstellen konnte. Gnädige Frau,“ wandte er sich zu der Oberhofmeisterin, „ich bitte, lesen Sie diese Zeilen, um die Ansichten des Herrn Junkers über seinen eigenen Vater zu berichtigen.“

Die Hofdame nahm das Papier und las mit lauter Stimme:

„Einhunderttausend Gulden, die ich Herrn Max von Wildau ohne Zinsen als ein Darlehn am 13. September 17 . . ausgezahlt, sind mir heute baar und richtig zurückgegeben. Es er-

lischt demnach mein Pfandrecht an seinem Gute W., und begebe ich mich aller Ansprüche, die mir bisher aus dem Schuldverhältnisse zustanden. Zugleich bekenne ich, um möglichen Irrthümern vorzubeugen, daß ich irgend welche Ansprüche für jetzt zu haben, noch später zu erheben nicht berechtigt bin."

„Nun erfolgen Siegel und Unterschrift," sagte die alte Dame, indem sie das Papier zurückgab.

„Der Verkauf des Gutes," fügte Victor hinzu, „hat ein Jahr früher stattgefunden, mithin erhellt, daß nach dem Datum dieser Quittung, das anticipirt ist, weiter kein Geschäftsabschluß stattgefunden haben kann. Fordern Sie nun, mein Herr, daß ich dieses Papier den Behörden zur Prüfung vorlege, oder erkennen Sie es an und genügen der Pflicht, die Ihr Vater ohne Zweifel erfüllt haben würde, wenn ihn der Tod nicht gehindert hätte?" wandte er sich fragend an den Kammerjunker.

„Die Forderung, Herr von Wildau, ist so kühn, daß man darüber lachen muß!" rief der Junker. „Ich will nicht sagen, daß man die

Handschrift meines Vaters nachgeahmt und das Siegel erschlichen hat —"

„Mein Herr!" fuhr Victor auf.

„Aber ich gebe Ihnen zu bedenken, daß es unmöglich ist, die Echtheit des Papiers zu constatiren. Ich will und darf kein Urtheil in der Sache haben, da es mir obliegt, das Vermögen meiner Familie zu erhalten. Wie ich es übernommen, werde ich es dereinst wieder abgeben. Hätte ein solches Verhältniß stattgefunden, wie Sie es uns so romantisch geschildert, so würde mich mein Vater in seinem Testamente aufgefordert haben, in seinem Sinne zu handeln. Er hat kein Testament hinterlassen, und somit trat ich als einziger Sohn die Erbschaft an. Nicht wahr, mein Herr," fragte kühn der Junker, als er sah, daß Victor nachdenkend wurde, „nicht wahr, Sie werden meinem Vater zutrauen, daß er andere Maßregeln zur Sicherstellung seines Freundes getroffen haben würde, wenn dieser gerechte Ansprüche darauf gehabt hätte. Und die natürlichste und wirksamste wäre gewesen, mich zu beauftragen, da ihm seine Krankheit Zeit genug dazu ließ, seinem Freunde das Eigenthum zurückzuerstatten. Daß es nicht

geschehen, ist ein Beweis von der Richtigkeit Ihrer Forderung."

Werner, der bisher schweigend neben der Thür gestanden, trat jetzt dem Tische näher.

„Dann muß sich wohl der Todescandidat als Vermittler stellen!" sagte er höhnisch lächelnd. „Sie betteten mich bereits vor einigen Monaten auf den Gottesacker, gnädiger Herr — ich komme aus dem Jenseits zurück, wo ich Ihren Vater gesprochen habe. Er läßt Sie an einen Brief erinnern —"

„Einen Brief?" rief der Junker bestürzt.

„Unterbrechen Sie mich nicht! Einen Brief, den er auf seinem Krankenbette an Sie geschrieben hat. Ihr Gedächtniß ist ein wenig schwach, gnädiger Herr — man kann sich darüber unter den obwaltenden Verhältnissen nicht wundern; aber erlauben Sie mir, daß ich Ihnen ein wenig zu Hülfe komme. Ihr Vater sandte Ihnen durch einen expressen Boten den Brief nach Wittenberg. Er schrieb darin, wie er mir dort oben sagte" — und Werner deutete mit der Hand zum Himmel empor — „er schrieb, daß Sie das Gut des Herrn von Wildau so lange verwalten mögen, als es die Sicherheit

erfordere; dann möchten Sie es, auch wenn der bewußte Revers verloren gegangen, entweder dem zurückkehrenden Vater oder dessen Sohne übergeben, und könne es nicht anders geschehen, als eine Schenkung, damit nie wieder Anfechtungen erfolgen könnten. Bis dahin aber sollten Sie die Revenüen genau berechnen und dem Sohne des unglücklichen Freundes soviel davon gewähren, daß er seinem Stande gemäß leben könne. Trotzdem nun dieses Testament — und ich meine der Brief ist ein Testament — Ihnen den Sachverhalt dargethan, trotzdem der kranke Vater Sie ermahnt, eine heilige Pflicht zu erfüllen, so haben Sie nicht allein, obgleich Anfragen an Sie ergangen, den ehrenvollen Auftrag verschwiegen, und fremdes Gut als Ihr Eigenthum betrachtet; Sie haben auch den rechtmäßigen Besitzer barsch abgewiesen, und ihn darben lassen, während Sie von Jahr zu Jahr Ihre Kassen füllten. Und selbst jetzt noch, wo man Ihnen den bezeichneten Revers bringt, jetzt, wo Alles klar vor Augen liegt, sind Sie abgeneigt, den Auftrag Ihres edeln Vaters zu erfüllen. Fast muß ich vermuthen, daß Sie den Ort gekannt haben, wo der verhängnißvolle Schatz begraben lag, denn eines verfallenen

Hauses wegen eine arme Familie völlig in das Elend zu stürzen, verlohnt sich wahrlich der Mühe nicht. Was soll ich nun Ihrem Vater antworten," fragte Werner mit boshafter Artigkeit, „wenn ich ihn wiedersehe?"

Diese Demüthigung in Gegenwart der beiden Damen hatte den Junker indeß nicht so niedergeschmettert, daß alle andern Regungen unterdrückt gewesen wären. Geiz und Habsucht stachelten ihn mit der letzten Kraft, sich mit Vortheil, wenn auch auf Unkosten der Ehre, aus der Schlinge zu ziehen. Den Brief des Vaters konnte er nicht ableugnen; wie aber hatte der Bucklichte Kenntniß davon erhalten können? Im Stillen verwünschte er die alberne Vorsicht, den Brief aufbewahrt zu haben.

„Mein Herr," wandte er sich zu Victor, „Sie begreifen, daß ich das Unglück Ihrer Familie eben so wenig verschuldet habe, als ich es kenne. Ueberzeugen Sie mich von der Willensmeinung meines Vaters, und ich bin geneigt, mit Ihnen in Unterhandlung zu treten."

„Und für mich haben Sie keine Antwort?" fragte Werner.

Der Junker wandte sich verachtend ab.

„Gnädige Frau," begann Werner, „Sie waren zu einer Vorlesung geladen — hoffentlich zürnen Sie mir jetzt nicht mehr, nachdem Sie Kenntniß von einem Drama erhalten, das gleich sinnreich angelegt und ausgeführt ist. Der Legationsrath würde Ihnen ohne Zweifel diesen Genuß nicht gewährt haben. Die eigene Equipage des Herrn Kammerjunkers hat Sie zu dem Schauplatze geführt, wo sich seine Heldenthaten offenbaren sollten. Er leugnet den Brief seines Vaters ab — hier ist er. Der gnädige Herr wird nun überzeugt sein, daß ich mit dem Seligen in Correspondence stehe, denn er hat mir gesagt, wo ich das wichtige Document finden sollte. Fordern Sie noch mehr Beweise? Soll ich durch Zeugen darthun, daß Sie geflissentlich die Anordnungen Ihres Vaters umgangen haben? Drei Tage bleiben Ihnen Frist —"

Der Kammerjunker lächelte wie ein Blödsinniger.

„Wie muß ich Ihnen erscheinen, meine Damen!" flüsterte er mit großer Anstrengung. „Ich fühle mich unwohl — verzeihen Sie, daß ich mich entferne."

Werner begleitete ihn bis zur Thür und flüsterte unterwegs:

„In drei Tagen hole ich Antwort! Vergessen Sie die Ehre Ihres Vaters nicht und wahren Sie sich vor der zeitlichen und ewigen Gerechtigkeit!“

Auch Nathalie und die Oberhofmeisterin hatten sich erhoben. Die alte Hofdame hegte eine heimliche Freude über die Niederlage ihres ungetreuen Freundes, den sie so oft um seinen wirklich enormen Reichthum beneidet hatte. Der Kammerjunker galt für den reichsten Privatmann im ganzen Fürstenthume. Jetzt lag ihr daran, über ihre eigene Person in's Klare zu kommen. Ein Wildau konnte ihr Sohn nicht sein, und deshalb durfte sie sich in dieser Beziehung beruhigen.

„So sehr ich wünsche,“ sagte sie lächelnd zu Victor, „daß das unterdrückte Recht an das Tageslicht kommen möge, so wenig begreife ich, aus welchem Grunde man uns zu einer unangenehmen und unnützen Reise zwang.“

Victor verneigte sich und küßte ihr ehrerbietig die Hand.

„Diese Frage mag der beantworten, der uns hier zusammengeführt hat. Auch ich bin auf die Ladung Freund Werner's erschienen. Erlauben Sie

mir, daß ich die Gelegenheit benütze, und Sie als die Schwester meines Vormundes begrüße, dem es nicht mehr vergönnt war, den ersten glücklichen Tag seines Pflegbefohlenen zu sehen."

„Vielleicht übernimmt die gnädige Frau die Vormundschaft!" sagte Werner.

„Wie?" fragte sie überrascht.

„Sie hatten dem Herrn Kammerjunker die Hand Fräulein Nathalien's zugedacht — "

„Mein Freund, Sie mischen sich in Angelegenheiten — "

„Die mir deshalb sehr nahe liegen, weil ich in Ihren Diensten stehe. Ich bin ein guter dienstbarer Geist, und kein Kobold. Um Ihnen zu beweisen, daß Ihre Wahl, ich meine in Bezug auf des Fräuleins Gatten, auf einen Unwürdigen gefallen war, erlaubte ich mir, Sie mit List zu der Vorlesung zu führen, die Herr Victor hier gehalten hat. Ich sage es frei heraus: der Herr Kammerjunker ist ein Verbrecher gemeiner Art. Dieser Ausspruch wird Ihnen jetzt nicht mehr als Verleumdung erscheinen, nachdem er der Quittung und dem Briefe seines Vaters die Anerkennung versagt. Gnädige Frau, ich versprach Ihnen die Rückgabe

eines für Sie wichtigen Papiers an dem Hochzeitstage Fräulein Nathalien's — der Rückzug des Bräutigams war ein so schmählicher, daß an Hochzeit wohl sobald nicht zu denken sein wird — ich meine mit ihm. Ein ehrlicher Mann aber hält sein Versprechen, und da ich den Lauf der Dinge vorausgesehen, so habe ich schon lange im Stillen meine Vorkehrungen getroffen."

Die Oberhofmeisterin sah verwundert bald Nathalien an, deren zartes Gesicht purpurn erglühte, bald Victor, der verlegen vor ihr stand. Sie erinnerte sich des heimlichen Briefwechsels ihrer Nichte und des angefangenen Briefes, dem die Adresse fehlte.

„Das Papier," flüsterte Werner geheimnißvoll, „befindet sich in der Hand Ihres künftigen Schwiegersohns!"

Sie zuckte unmerklich zusammen, denn sie begriff jetzt die Absicht des Bucklichten.

„Meines Schwiegersohns?" wiederholte sie betonend.

„Ja, gnädige Frau, denn ich betrachte Nathalien als ihre Tochter, als ihr einziges Kind, das

allein in der Welt Ansprüche auf Ihre mütterliche Liebe hat."

„Was sagen Sie, Werner?"

„Beglücken Sie Ihr Kind dadurch, daß Sie sein Schicksal an das eines würdigen Mannes knüpfen. Ihnen ersteht dann zugleich ein Sohn, der Sie achten und lieben muß."

„Wer ist es?" fragte sie entschlossen.

Werner gab Victor ein Papier.

„Ueberreichen Sie der gnädigen Frau Ihr Beglaubigungsschreiben!" sagte er mit bewegter Stimme. „Ich glaube, Sie werden Anerkennung finden. Und mir," fügte er leise hinzu, „werden Sie vielleicht danken."

Er küßte das Kleid der Hofdame, und ging langsam aus dem Zimmer. Die drei übrigen Personen blieben in einer ernsten, bewegten Stimmung zurück. Die jungen Leute begriffen den wahren Sinn der Worte nicht, die der kleine verwachsene Mann zuletzt gesprochen hatte.

„Tante!" rief Nathalie von ihren Gefühlen überwältigt, als sie eine Thräne in dem Auge der sonst so strengen Frau sah. Dann ergriff sie die Hand derselben, und bedeckte sie mit Küssen. „Der

Augenblick stand ihr ja bevor, der über ihr ganzes Leben entschied."

Werner hatte sich über die Wirkung seiner Worte nicht getäuscht. Die Oberhofmeisterin empfing das Papier aus Victors Hand und sagte mild:

„Herr von Wildau, was erwarten Sie von mir? Ich bitte, sprechen Sie sich offen aus."

Victor ergriff Nathaliens Hand, und trat mit ihr vor die Oberhofmeisterin.

„Seien Sie uns Mutter!" bat er. „Wir werden Sie als Kinder verehren und lieben!"

„Sie schenken mir spät Ihr Zutrauen," sagte stolz, aber in einem milden Tone die Hofdame. „Bedurfte es dieser bizarren Mittel, um meine Ansichten zu berichtigen? Nathaliens Glück geht mir über Alles! Darum gestatten Sie mir, daß ich prüfe und erwäge, bevor ich über das Schicksal meiner Nichte entscheide. Bis dahin sei es Ihnen gestattet, ein Gast in meinem Hause zu sein, wenn Sie Geschäfte nach der Residenz führen. Jetzt bitte ich Sie unsere Heimkehr vorzubereiten — ich sehne mich nach Ruhe!"

Der glückliche Victor stammelte seinen Dank,

und küßte die Hand der Dame; dann eilte er hinaus, um ihren Auftrag zu erfüllen.

„Wir sind allein," sagte ernst die Tante zu der Nichte. „Jetzt bekenne, daß Du um den Betrug gewußt hast, den man mir gespielt. Ich fordere nichts als ein offenes Geständniß!"

„Ich schwöre Ihnen bei dem Andenken an meinen Vater, daß ich selbst überrascht ward!" antwortete betheuernd das junge Mädchen. „Als ich gestern Abend meine Toilette machte, glaubte ich dem Fürsten als seine Liebhaberin vorgestellt zu werden. Ich wußte weder um die günstige Wendung der Angelegenheit Victors, noch darum, daß man uns zu Zeugen einer Verhandlung machen würde, die den mir bezeichneten Bräutigam so arg comprommittirt. Aber ich habe Ihnen meine Liebe zu dem armen Victor verschwiegen, weil sie nur dann erst bekannt werden sollte, wenn er um meine Hand werben konnte, ohne den Schein des Eigennutzes auf sich zu ziehen. Mir war nichts weiter bekannt, als daß er nach der Wiedererlangung seines Vermögens strebte, von dem ihm selbst mein verstorbener Vater gesagt, daß es ihm durch eine schändliche List entzogen worden sei."

„Wie mir die Juwelen und Papiere!“ fügte die Oberhofmeisterin mit einem vielsagenden Blicke hinzu.

„Ich verzeihe Ihnen den Argwohn, da er in diesem Augenblicke so natürlich ist.“

„Wie großmüthig, mein Kind! Verschmähst Du nicht auch eine Rechtfertigung?“

„Sie zwingen mich dazu. Ich überlasse sie Victor, der ein Mann von Ehre ist. Jeder auf mich geworfene Verdacht trifft auch ihn.“

Der eintretende Werner unterbrach das Gespräch. Er bat die Damen, sich reisefertig zu machen, da der Wagen sogleich vorfahren würde.

„Wo ist der Kammerjunker?“ fragte die Hofdame.

„Er hat sich mit seinem Verwalter eingeschlossen, wahrscheinlich um Rath zu halten, wie er sich der gefährlichen und unerwarteten Gäste entledigt.“

„Unerwartet?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Aber man schien doch vorbereitet zu sein —?“

„Vorbereitet auf ein junges Mädchen, mit dem der vortreffliche Junker auf dem einsamen Gute eine Schäferstunde zu feiern gedachte. Sie

wenden sich voll Abscheu ab, gnädige Frau — das ist mir lieb, denn Sie werden nun den Herrn Junker zu würdigen wissen, und mein Zweck ist erreicht."

Während Nathalie sich in ihren Pelz hüllte, trat Werner der Oberhofmeisterin näher und flüsterte:

„Die Papiere sind wieder in Ihrem Besitze; die Juwelen, gnädige Frau, geben Sie verloren."

„Sie kennen den Dieb?"

„Lucas Funke. Wollen Sie ihn bestrafen lassen?"

„Wie?"

„Damit Sie nicht unschuldige Personen im Verdachte halten, zu denen auch ich mich zählen muß, da Sie die Papiere durch mich empfangen haben."

„Lassen Sie die Sache ruhen!"

Der kleine Mann ergriff den Pelz, und half der Dame sich damit bekleiden. Kaum war die Reisetoilette beendet, als das Gerassel der Räder ankündigte, daß der Wagen vorfuhr. Werner führte die Damen in den Hof. An dem geöffneten Schlage des Wagens stand Victor; er half den beiden Frauen einsteigen. Werner, in den großen Pelz

gehüllt, nahm seinen Platz auf dem Rücksitze wieder ein. In dem Augenblicke, als der Wagen abfuhr, erschien der Verwalter. Er wandte sich an Victor.

„Sie reiten zur Stadt?“ fragte er.

„Ja.“

„So ersuche ich Sie um die Gefälligkeit, den Arzt des Herrn Kammerjunkers zu senden — der gnädige Herr ist plötzlich krank geworden.“

Victor versprach es, stieg zu Pferde, und sprengte dem Wagen nach. Zwei Stunden später waren Tante und Nichte von ihrer abenteuerlichen Reise zurückgekehrt.

Sechstes Kapitel.

Auf Anrathen des Arztes, den Victor gesendet, hatte man den Kammerjunker in einem wohlverwahrten Wagen nach der Residenz zurückgebracht, weil hier eine sorgsamere Behandlung möglich war, als auf dem einsamen Gute. Auch der Kranke selbst hatte darauf gedrungen, und gegen Abend desselben Tages, an dem die im vorigen Kapitel beschriebene Scene stattgefunden, befand sich der Hofmann unter der Obhut seines Kammerdieners, eines listigen, gewissenlosen Menschen, der ihm stets mit Rath und That bei seinen Unternehmungen beigestanden hatte. Der drohende Verlust hatte den geizigen Junker in einen gräßlichen Zustand versetzt; sein eben nicht starker Körper litt unter dem jähen Schlage, den das Gemüth erhalten, und der

zäheste Geist kämpfte mit dem erwachenden Gewissen. Er sah ein Geheimniß an das Licht gezogen, das ihm die Hälfte seines Vermögens kostete. Der schwache Geist war nicht fähig, die Gedanken zu ertragen, die Victors Forderung angeregt. Er faßte Entschlüsse, verwarf sie wieder, und bildete neue. Dabei brach er oft in laute Worte aus, und es schien, als ob er in Fieberphantasien sprach. Schon am zweiten Tage rief er den Kammerdiener an sein Bett.

„Ernst," sagte er, „Du kennst den bucklichten Tapezierer Werner?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Laß ihn durch einen Boten zu mir rufen."

„Wie," fragte Ernst verwundert, „den Todescandidaten wollen Sie sprechen?"

„Vollziehe meinen Auftrag!" befahl heftig der Kranke.

„Wenn das kleine Scheusal noch lebt, so soll es bald an Ihrem Bette stehen."

Der Kammerdiener sandte einen Boten ab. Als er wieder in das Zimmer trat, verlangte der Kranke, das Bett zu verlassen.

„Der Arzt hat die größte Ruhe anempfohlen," meinte Ernst. „Sie sind wirklich krank."

Der Junker bestand darauf, hüllte sich in seinen Pelz und ließ sich zu dem Sopha führen.

„Ich bin krank," murmelte er vor sich hin; „aber der gute Arzt kennt den Sitz des Uebels nicht. Vielleicht gelingt es mir, mich ohne seine Hülfe zu heilen. Ein Kranker muß bittere Arznei nehmen, und darum will ich den Bucklichten sprechen. Sobald er eingetreten, läßt Du mich mit ihm allein und trägst Sorge, daß wir ungestört bleiben."

Ernst, der von den Vorgängen auf dem Gute nichts wußte, sah seinen Herrn erstaunt an.

„Was ist das?" fragte er sich. „Noch vor kurzer Zeit sollte ich den unheimlichen Gast abweisen, und jetzt schickt man nach ihm? Es unterliegt keinem Zweifel, daß er wegen des hübschen Gretchens mit ihm verhandeln will — benützen wir die günstige Stimmung. Man muß das Eisen schmieden, so lange es glüht. Gnädiger Herr," sagte er laut, „dem Zwerge ist nicht zu trauen, sehen Sie sich vor. Die bösartigen Menschen hat

unser Herrgott gezeichnet. Werner benützt seinen Einfluß auf Gretchen — —"

„Was willst Du mit Gretchen?" unterbrach ihn erschreckt der Junker.

„Ich meine nur, gnädiger Herr, daß wir auch ohne Werner das hübsche Kind bedenken können. Der Todescandidat zieht Nutzen von seinen Kuppeleien. Da weiß ich einen bessern Rath. Das schöne Mädchen kann Ihnen nicht entgehen, wenn Sie mir folgen wollen."

„Laß hören, Ernst!" sagte neugierig der Junker.

„Ich brauche wohl nicht zu wiederholen, daß ich Ihnen mit Leib und Seele ergeben bin."

„Wahrhaftig, Ernst?"

„Hören Sie meinen Rath, und Sie werden sehen, was für ein Opfer zu bringen ich bereit bin. Das hübsche Gretchen gefällt Ihnen, und darum muß es stets in Ihrer Nähe sein."

„Wie wäre das möglich?"

„Die Sache ist höchst einfach. Gretchen wird so bald als thunlich meine Frau, und ich meine, für die Frau Ihres Kammerdieners paßt es wohl, daß sie Ihre Wirthschaft ein wenig besorgen hilft.

Den Zwerg brauchen wir nicht, ich habe einen ganz andern Freiwerber."

„Wen?"

„Gestern ist der Bruder Gretchens zurückgekommen, mein bester Schulkamerad. Er ist Soldat bei den Preußen, der Dienst gefällt ihm nicht mehr; nun will er sein Handwerk — er ist Zimmermann — in der Heimath fortsetzen. Ein Soldat, und wenn er hundert Jahre dient, bleibt ein armer Schlucker. Versichern wir uns dieses Paul's, so kommen wir leicht und rasch zum Ziele. Man braucht ihm nur eine kleine Summe zu geben, damit er sein Handwerk selbstständig beginnen kann, und Alles ist gethan. Den Herrn Legationsrath, der das Mädchen unter allen Umständen nicht heirathen wird, treibt er aus dem Neste, und dem Kuppler giebt er einen Denkzettel, den er Zeit seines Lebens nicht vergessen wird. Paul zwingt seine Schwester schon, daß sie meine Frau wird."

Der Junker zweifelte zwar an dem Erfolge, aber er versprach den Vorschlag in Erwägung zu ziehen, was er nie unterließ, wenn es sich um Geld handelte. Wir werden sehen, daß er einen andern Plan verfolgte. Der würdige Mann war vor Ent=

setzen über das schreckliche Papier, das sein Vater so dumm gewesen auszustellen, krank geworden, es schmeckte ihm weder Essen noch Trinken, und die Gestalt Werners schwebte ihm stets wie ein unheimliches Wesen vor. Der Bucklichte hatte, nach seiner Meinung, Alles entdeckt, und war er gewonnen, so glaubte er den jungen Wildau nicht mehr fürchten zu müssen, der offenbar von dem Tapezierer abhing. Am dritten Tage wollte Werner die Entscheidung holen; aber der Junker, der zwei schreckliche Nächte zugebracht, wollte sich für die nächste Nacht Ruhe schaffen und mit seinem diabolischen Feinde schon früher verhandeln. Einen Prozeß fürchtete er eben so sehr als die Herausgabe des Wildau'schen Vermögens, und beides glaubte er durch Verhandlungen mit dem Tapezierer zu vermeiden. Eine Stunde später ward Werner angemeldet. Der Junker, der sich kränker stellte als er war, empfing ihn mit leutseliger Herablassung, obgleich er ihm lieber einen Giftbecher gereicht hätte. Werner grüßte kalt und stolz.

„Setzen Sie sich, lieber Freund," sagte der Junker mit schwacher Stimme. „Ich habe Sie zu mir bitten lassen, um die kleinen Differenzen aus-

zugleichen, die seit einiger Zeit zwischen uns entstanden sind. Ich halte dafür, daß wir auf friedlichem Wege zum Ziele gelangen."

„Sie sprechen von Differenzen zwischen uns, gnädiger Herr — soviel ich weiß, sind diese längst ausgeglichen. Die Bäuerin auf der Sägemühle ist abgefunden, der Windmüller ist im Besitze seines Hauses, und eine zweite Entführung des armen Gretchens wird Ihnen sicher nicht wieder einfallen — —"

„Daran denke ich nicht; aber Sie forderten eine Entscheidung für Victor von Wildau."

„Die ich mir morgen zu holen gedachte."

„Lassen Sie uns diese Angelegenheit eben so ordnen als die frühern. Der arme junge Mann dauert mich, ich werde mich billig finden lassen, da unsere Väter gute Freunde waren."

„Und darüber wollen Sie mit mir verhandeln?" fragte Werner spöttisch lächelnd.

„Ich täusche mich wohl nicht, wenn ich Sie für seinen Bevollmächtigten halte."

„Nehmen wir es an, gnädiger Herr; ich werde dann sehen, wie ich für Sie wirken kann. Was haben Sie mir für Vorschläge zu machen?"

„Nach reiflicher Ueberlegung habe ich gefunden, daß ich im Interesse der guten Sache ein Opfer bringen muß. Was fordern Sie für die beiden Papiere, die von der Hand meines Vaters verfaßt sein sollen? Ich will sie zurückkaufen, um fernern Weitläufigkeiten und ärgerlichen Auftritten vorzubeugen, die meiner angegriffenen Gesundheit nachtheilig sind."

„Also diese Gründe bewegen Sie?" murmelte Werner. „Doch, das kann mir gleichgültig sein. Die Pietät für den Todten erfordert, daß Sie den Willen desselben vollziehen."

„Vergessen Sie nicht, daß ich nur annehme, die Papiere sind echt."

„Auch Ihre Annahme kümmert mich nicht."

„Und so biete ich zehntausend Gulden als Aussteuer für Gretchen, wenn sie sich verheirathet, und zehntausend Gulden dem Herrn Victor von Wildau für die Ueberlieferung der Papiere. Ihren Lohn für geleistete Dienste, Herr Werner, mögen Sie selbst bestimmen, denn ich kenne Sie als einen braven, uneigennützigen Mann."

Werner war plötzlich ernst geworden, als ob ihn diese Worte beleidigt hätten. Der Kammer=

junker erwartete in großer Spannung die Antwort. Er begann leise zu zittern, als der Bucklichte ihn mit seinen großen Augen ansah und sagte:

„Sie halten mich für einen braven Mann, und muthen mir das Eingehen auf ein solches Gebot zu? Sie bedenken Gretchen um mich zu kirren; Sie überlassen mir die Bestimmung eines Lohns für geleistete Dienste — heißt das nicht, in klaren Worten ausgedrückt: helfen Sie mir den armen Victor betrügen? Gnädiger Herr, Ihr Vater hört und sieht uns, fürchten Sie den Verstorbenen!“

„Lieber Freund, schonen Sie meine Nerven, ich bin krank!“ flüsterte zusammenschaudernd der Junker. „Wir können ja ruhig und friedlich unterhandeln. Sie werden heftig, und ich habe noch nicht einmal gefragt, wie Sie in den Besitz des Briefes gelangt sind, den, wie Sie behaupten, mein Vater an mich gerichtet haben soll.“

„Wollen Sie mich nicht eines Diebstahls beschuldigen, lieber Herr? Geben Sie dem Kriminalgericht Auftrag, zu forschen — ich werde mich stellen und Auskunft ertheilen. Aber beeilen Sie sich, der Todescandidat könnte seine große Reise antreten,

von der er nie wieder zurückkehrt. Herr Victor fordert sein väterliches Erbe und eine genaue Abrechnung aller Revenüen, die Ihnen davon zugeflossen sind. Was die Welt über Sie denkt, wenn der Handel bekannt wird, bedarf wohl keiner Erwähnung. Wenn wir jetzt eine friedliche Ausgleichung wollen, so geschieht es nur in Ihrem Interesse, und Sie sollten es uns dadurch Dank wissen, daß Sie uns bereitwillig entgegenkommen. Ich durchschaue Sie, gnädiger Herr, bis in den tiefsten Grund Ihrer Seele, und gestehen Sie nur offen, daß Sie in mir einen Genossen erwerben wollen, um eine neue Bosheit auszuüben. Bis jetzt sind zwei Zeugen Ihrer Niederlage vorhanden — es hängt von Ihnen ab, daß nicht das ganze Fürstenthum die Unterschlagung eines Ritterguts erfährt. Herr Victor ist der Freundschaft seines Vaters zu den Ihrigen eingedenk, und wenn ihn dies nicht abhielte, so würde er bereits anders verfahren sein. Hier ist ein Dokument — gegen Unterzeichnung desselben erhalten Sie die Papiere Ihres Vaters zurück, und die Sache ist abgethan. Weigern Sie sich, so wird die Entscheidung des fürstlichen Kammergerichts beantragt."

Werner legte ein Papier auf den Tisch.

„Morgen sehen Sie mich wieder!" fügte er hinzu. „Jetzt wissen Sie Alles, und mein Geschäft ist beendet."

Er verneigte sich, und verließ das Zimmer.

Der Junker starrte noch einige Augenblicke vor sich hin, dann ergriff er mit bebender Hand das Papier. Es war die vollständige Abtretungsurkunde des Ritterguts W., die zugleich die Verpflichtung enthielt, binnen drei Monaten Rechnung über die Verwaltung desselben abzulegen.

„Dann schwindet mehr als die Hälfte meines Vermögens!" murmelte er bestürzt vor sich hin. „Die Papiere sind unverwerflich, und ich bin gezwungen, den gerechten Forderungen friedlich nachzugeben, wenn ich einen Eclat vermeiden will. Ein Prozeß fällt zu meinem Nachtheile aus, wenn die Papiere vor Beginn desselben nicht vernichtet werden. Aber erlaubt es auch dann meine Ehre, daß ich mich darauf einlasse?"

Ein Fieber schüttelte ihn. Langsam erhob er sich und verschloß das Papier. Dann klingelte er seinem Diener. Ernst trat ein; er mußte seinen Herrn zu Bett bringen.

„Ist der Bucklichte fort?“ fragte der Junker.

„Ja.“

„Der Mensch ist ein Teufel!“

„Das ist bekannt, gnädiger Herr! Man sollte das Ungethüm vernichten.“

„Aber wie?“

„Ich hetze ihm den Soldaten auf den Hals. Paul macht wenig Umstände, wenn es sich um die Ehre seiner Schwester handelt. Er ist stolz auf das schöne Mädchen, wie er mir sagte. Daß er eine solche schmucke Jungfrau antreffen würde, hätte er nicht gedacht.“

„So triff Deine Einleitungen, Ernst; ich entbinde Dich für diesen Abend Deines Dienstes. Konrad mag im Vorzimmer bleiben.“

Denselben Abend saßen Ernst und Gretchens Bruder in einem Wirthshause beisammen. Paul war ein großer, starker Mann von fünfunddreißig Jahren. Er hatte früh schon das väterliche Haus verlassen, um als Wanderbursch sein Glück zu versuchen. In M. war er preußischen Werbern in die Hände gefallen, und man hatte den starken, schön gewachsenen jungen Mann zu einem schlesischen Regimente geschickt. Während Paul, dessen

Schicksal der Familie unbekannt war, ein tüchtiger Soldat ward, starben ihm daheim die Eltern, und das kleine Gretchen wuchs zu einer stattlichen Jungfrau heran. Er hatte es bis zum Korporal gebracht, und war nun auf Urlaub gegangen, um sich in seiner Würde der Heimath zu zeigen. Von seinen Angehörigen hatte er nur die beiden Schwestern noch angetroffen: die Frau des Maurers und Gretchen.

„Ich beneide Dich, Paul!“ sagte der Kammerdiener, indem er mit ihm anstieß. „Das Soldatenleben ist schön, und ich wollte, ich hätte früher auch mein Glück in der Welt versucht, anstatt in diesem kleinen Neste sitzen zu bleiben. Obgleich unser Städtchen eine Residenz ist, so bleibt es doch ein Krähwinkel.“

„Ich habe oft mit Sehnsucht an die Heimath gedacht.“

„Warum bist Du denn nicht früher gekommen?“

„Weil man mich entweder nie wieder, oder nur als Korporal sehen sollte!“

„Das nenne ich Stolz!“

„Was bleibt dem Soldaten, wenn er diesen

nicht besitzt? Der Kriegsmann ist stolz auf seine Ehre, und ein Korporal wird überall hoch angesehn."

„Mir scheint, das liegt im Blute!" rief Ernst. „War Dein Vater auch arm, so besaß er doch eine Ehrliebe, die jung und alt an ihm loben mußte. Ich wünsche es, daß er Dich noch in Deiner Uniform gesehen hätte — er war wahrhaftig stolz auf seine Kinder."

„Nun," meinte der Korporal, indem er sich den Schnauzbart strich, „seine Kinder machen ihm im Grabe noch Ehre. Was ist meine Schwester Gretchen für ein schmuckes Mädchen geworden! Ich wollte es fast nicht glauben, als man mir sagte, daß sie meine jüngste Schwester sei. Sie sieht ordentlich vornehm aus, und ihr Gesicht ist so fein, wie es sich unsere Hofdamen nur immer wünschen können. Element, ich glaube, Gretchen ist das schönste Mädchen in der Stadt."

„Dafür hält man sie allgemein!"

„Ist's wahr?" fragte der Korporal mit großer Genugthuung.

„Ich weiß, daß vornehme Damen auf sie eifersüchtig sind."

„Da wäre es ja leicht möglich, daß ich noch einen angesehenen Mann meinen Schwager nenne."

Ernst sah nachdenkend auf den Tisch, als ob er Anstand nähme, dieser Ansicht beizupflichten. Der Korporal hatte sofort eine Beistimmung erwartet.

„Nun," fragte er, „will Dir das nicht scheinen?"

Der Kammerdiener zuckte die Achseln.

„Gretchen ist arm, ich weiß es," fuhr Paul fort; „aber sie stammt nicht nur aus einer rechtlichen Familie, sie ist auch selbst so gut und brav, wie nur immer eine reiche Bürgerstochter in der Stadt. Ich will nicht sagen, daß ein Edelmann sie heimführen soll; aber sie ist für den reichsten und angesehensten Bürgersmann nicht zu schlecht. Wer daran zweifelt, bekommt es mit mir zu thun, so wahr ich ein preußischer Korporal bin!"

Und Paul stampfte seinen großen Pallasch auf den Boden, daß die übrigen Gäste erschrocken zusammenfuhren. Der Kammerdiener schwieg eine Zeit lang, und bestellte eine neue Flasche Wein; doch bald brachte Paul das Gespräch auf das angeregte Thema zurück.

„Höre, Freund," flüsterte der Kammerdiener, als ob er lange mit sich selbst gekämpft hätte, wenn

Du mir Dein Ehrenwort giebst, meinen Namen zu verschweigen, so will ich Dir etwas mittheilen, was Du wissen mußt. Bei Gott, es ist selbst meine Pflicht, daß ich rede! Wenn dem Dinge nicht bald ein Ende gemacht wird, so geht Deine Schwester einer traurigen Zukunft entgegen. Man flüstert sich jetzt schon mancherlei von ihr in das Ohr."

Der Korporal riß die Augen auf.

„Ernst," murmelte er, „bedenke, was Du sprichst, und zu wem Du sprichst!"

„Es thut mir leid, daß ich Dir, meinem besten Jugendfreunde, eine unangenehme Nachricht mittheilen muß. Fürchte nicht, daß ich Gretchen verdamme, davor soll mich der Himmel bewahren; nein, sie ist rechtschaffen und gut, sie weiß nicht einmal, daß sie auf gefährlichen Wegen geht. Und ist es denn auch zu verwundern, wenn man einem so reizenden Geschöpfe nachstellt und es in's Garn zn locken versucht?"

„Dem breche ich den Hals!" fuhr Paul auf.

„Still, Freund, still, wir sind nicht allein in dem Zimmer. Man muß die Geschichte nicht größer machen, als sie schon ist. Es ist ein wahres Glück, daß Du gekommen bist, denn noch kannst Du ge-

wissen Leuten einen Strich durch die Rechnung machen, die sich schon am Ziele wähnen."

„Von welchen Leuten sprichst Du?" fragte Paul leise, indem er beide Arme auf den Tisch stemmte, und das braune, bärtige Gesicht darauf legte.

Das Gespräch ward nun leiser als zuvor geführt.

„Es giebt hier eine kleine bucklichte Person, ein wahres Scheusal von einem Menschen, der kaum noch kriechen kann, weil er durch und durch schwindsüchtig ist. Man hält es kaum für möglich, daß er noch leben kann, und deshalb hat man ihm auch den Beinamen des Todescandidaten gegeben. Der Kerl ist ein verdorbener Tapezierer —"

„Du machst mir ein schönes Bild, Ernst! Und mit diesem soll es meine Schwester halten?"

„Nein, Freund, so ist das Ding nicht."

„Nun, wie ist es denn?"

„Dieser Kerl treibt nun allerlei Geschäfte, um sich zu ernähren. Er ist bei Hofe und in der Stadt bekannt, er spionirt, klatscht, verleumdet und — kuppelt. So hat er sich nun bei Deiner Schwester einzuschmeicheln gewußt, daß sie ihn für

ihren Vormund hält, für ihren besten Freund. Jeder andre weicht dem Unholde aus; Gretchen aber fühlt sich zu ihm hingezogen, und schenkt ihm ihr volles Vertrauen. Und was war das Ende vom Liede? Ein vornehmer junger Mann, der bei Hofe angestellt und der Freund des Fürsten ist, gilt für ihren Liebhaber. Anfangs führte er sie bei Mondenscheine spazieren, wobei der Bucklichte Schildwache stand — jetzt steigt der Liebhaber Nachts zu ihr in das Fenster."

„Wer hat das gesehen?" flüsterte bebend der Korporal.

„Ich!"

„Du, Ernst?"

„Mehr als einmal! Der Herr Legationsrath ist ein schmucker Mann, der ein argloses Mädchen wohl verblenden kann. Nun sage selbst: wird sich ein ehrlicher Bürger um Deine Schwester bewerben, wenn er die Liebschaft mit dem Hofmanne kennt? Läßt sich annehmen, daß ein hochgestellter Mann, ein Freund des Fürsten, eine arme Näherin heirathet?"

„Mein Gott, sollte sich Gretchen so vergessen haben?" murmelte der bestürzte Paul. „Ich kenne

sie jetzt seit fünf Tagen, sie spricht so vernünftig, daß ich ihr eine solche Thorheit nicht zutrauen kann."

„Sprich nicht von Thorheiten!" sagte lachend der Kammerdiener. „Das vernünftigste Mädchen, wenn es verliebt ist, wird zu einer Närrin. Und Deine Schwester ist bis über die Ohren verliebt. Der Bucklichte hat sie so verblendet — er besitzt nämlich ein Maulwerk, wie es kein zweites giebt — daß das gute Gretchen ganz stolz auf ihre Liebschaft ist, und ihr Stumpfnäschen noch einmal so hoch trägt als sonst. Ueberzeuge Dich zuvor, Paul, ehe Du handelst; Du weißt jetzt genug, um Dich danach richten zu können."

„Und Du kannst versichert sein, daß ich mich danach richte!" rief Paul.

Die beiden Männer leerten die Flasche, dann trennten sie sich. Der Kammerdiener hatte eine Saat ausgestreut, die bei dem schlichten, ungestümen Soldaten leicht Wurzel faßte.

„Meine Schwester ist also die Maitresse eines Hofherrn!" murmelte er vor sich hin, während er durch die menschenleeren Straßen ging. „Ich bin gekommen, um stolz durch die Straßen meiner Vaterstadt zu gehen — nun muß ich mich dem

aussetzen, daß man höhnend mit Fingern auf mich deutet, daß man den Bruder der hübschen Maitresse verächtlich ansieht. Meine Schwester ist gewiß unschuldig; der elende Kuppler hat ihre Eitelkeit benutzt, um Vortheil aus dem unehrlichen Liebeshandel zu ziehen. Nun ist mir auch klar, woher die Goldkette und die schönen Kleider kommen — eine Näherin verdient ja kaum das tägliche Brod. Man soll an mich denken, wenn ich längst wieder bei meinem Regimente bin! Von den Korporal soll die Stadt wissen, daß er auf Ehre hält."

Paul hatte das kleine Haus der Vorstadt erreicht. Durch Gretchens Fenster schimmerte noch Licht, während die der Nachbarhäuser finster waren. Der Korporal klopfte. Gleich darauf öffnete Gretchen das Fenster.

„Bist Du da, Paul?" fragte sie.

„Ja."

„Hier ist der Schlüssel. Oeffne leise, es ist schon Alles zu Bett gegangen."

„Und Du bist noch wach?"

„Ich will eine dringende Arbeit vollenden.

Der Schlüssel fiel zu Boden, und Gretchen schloß das Fenster. Nach einer Minute trat Paul

in das Stübchen seiner Schwester. Sie empfing den stattlichen Soldaten mit einer wahrhaft kindlichen Freude. Der Korporal legte seinen Pallasch ab, und setzte sich dem jungen Mädchen gegenüber, das emsig in der Arbeit fortfuhr.

„Arbeitest Du oft so spät in der Nacht, Gretchen?"

„Gewiß; wenn es die Noth erforderte, bin ich sehr häufig gar nicht zu Bett gegangen."

„Das heißt, wenn die Leute ihre Arbeit rasch haben wollten?"

„Und wenn die Schwester, als ihr Mann krank lag, meiner Unterstützung bedurfte. Da galt es fix die Nadel rühren, wenn die Kinder nicht Mangel leiden sollten. Nun, Gott sei Dank, die Zeit ist vorbei, der arme Schwager kann wieder arbeiten, und Nahrungssorgen bleiben uns fern. Ach, Bruder, ich kann Dir es wohl sagen: mir hat oft das Herz geblutet, wenn ich das Elend in der Familie unter uns mit ansehen mußte, ohne so helfen zu können wie ich es wohl wünschte."

Paul sah nachdenkend die fleißige Arbeiterin an. Er konnte es fast nicht glauben, daß sie sich der Arbeit so eifrig hingeben würde, wenn sie einen

vornehmen Liebhaber hätte. Und wäre es der Fall, wie Ernst behauptete, so könnte sie sich nur aus Verblendung, aus uneigennütziger Liebe ihm ergeben haben. Den Kuppler traf in seinen Augen eine schwere Schuld. Liebte Gretchen auch noch so rein, die Welt mußte sie verdammen. Paul beschloß, schonend zu forschen und dem Verführer eine derbe Züchtigung angedeihen zu lassen. Aber auch die Schwester mußte gewarnt und an ihre Ehre gemahnt werden.

„Gretchen," sagte er, „Du hast brav an der Familie unserer armen Schwester gehandelt. Wenn Vater und Mutter es sehen könnten, sie würden ihre herzliche Freude daran haben."

„Aber auch an Dir, Paul!" fügte sie rasch hinzu. „Du hast eine schöne Carriere gemacht. Als ein einfacher Zimmergeselle, mit einigen Kreuzern in der Tasche wie mir so oft die Mutter erzählte, bist Du ausgewandert, und jetzt kommst Du als ein stattlicher Korporal wieder. Die Leute stecken die Köpfe aus den Fenstern, wenn Du vorübergehst. Viele wollen es gar nicht glauben, daß Du mein Bruder bist. Sie meinten, auf einen solchen Bruder könnte ich stolz sein. Und sie haben

Recht, ich bin es auch! Morgen ist's Sonntag, da gehen wir zusammen spazieren. Ach, wie freue ich mich darauf! Da fällt mir etwas ein."

„Was?" fragte der verwunderte Korporal.

„Wir gehen in ein Wirthshaus draußen vor dem Thore, wo Sonntags Tanzmusik ist. Ich bin seit langer Zeit nicht dort gewesen. Du wirst mich traktiren, Paul!"

„Dessen sei gewiß!"

„Und damit Du etwas mehr als gewöhnlich kannst draufgehen lassen — nimm hier meinen Antheil an der Zeche."

Sie holte einen Beutel aus ihrem Nähekästchen und warf ihn dem Bruder zu.

„Was soll das?" fragte er verwundert.

„Es sind drei Gulden darin, wir können sie verzehren. Die Leute müssen wissen, daß wir nicht mehr so arm sind, daß wir uns durch Fleiß emporgeschwungen haben. Thu' recht vornehm, Paul, ich habe es gern, wenn man Dich beneidet und bewundert!"

„Du sprichst von drei Gulden, Gretchen — eine schöne Summe!"

„Bei solchen Gelegenheiten kann es nicht dar-

auf ankommen. Ich habe viel Arbeit, und wenn ich noch einige Nächte darauf verwende, ist Alles wieder ausgeglichen. Ich will auch etwas thun, so lange Du hier bist. Oder willst Du von Deiner Schwester nichts annehmen?" fragte sie verletzt, als sie das nachdenkliche Gesicht des Korporals sah. „Schämst Dich wohl, mit mir öffentlich zu erscheinen, weil ich eine arme Näherin bin?"

„Das ist es nicht —"

„Nun, was ist es denn? Bin ich Dir nicht hübsch genug?" fragte sie mit mädchenhafter Spitzfindigkeit, die ihr ungemein reizend stand.

„Gretchen," sagte Paul in ruhigem Ernste, „Du hast einen Liebhaber — ich weiß es!"

Sie erröthete, und ließ das Köpfchen tief auf die Brust herabhängen, während die Nadel in der Hand zitterte. Schweigend arbeitete sie hastig weiter.

„Wenn der Bursche es ehrlich mit Dir meint," fuhr Paul fort, „so muß er Dich zu Tanze führen. Bei dieser Gelegenheit kannst Du ihm Deinen Bruder vorstellen, dessen er sich wahrlich nicht zu schämen braucht. Du wirst blaß und roth, Gretchen — die Leute haben Recht, die mir von Deinem

Liebhaber erzählten. Ich werde morgenfrüh zu ihm gehen, um ihn einzuladen."

„Dann will ich lieber zu Hause bleiben!" flüsterte sie.

„Gretchen, was ist das? Du willst nicht mit ihm gehen?"

„Ich wollte ja mit Dir gehen, Paul!" flüsterte sie in der größten Verwirrung.

„Du weichst aus, warum willst Du mir nicht bekennen, was man bereits in der ganzen Stadt spricht? Oder weißt Du im Voraus, daß ein Spaziergang mit ihm unmöglich ist? Dann wehe Dir, wenn er nur heimlich zu Dir kommt, wenn er es verschmäht, sich an der Seite seiner Geliebten zu zeigen."

Das junge Mädchen begann still zu weinen; sie fühlte die Wahrheit dessen, was der Bruder sagte. Er war der Erste, der es laut aussprach, was sie bisjetzt nicht zu denken gewagt. Paul betrachtete einige Augenblicke die in ihren Thränen so reizende Schwester, und ein furchtbarer Groll erwachte in seiner Brust gegen den gewissenlosen Kuppler.

„Also ist es doch wahr!" murmelte er. „Du hast einen Liebhaber, der nur heimlich bei Nacht

zu Dir kommt, und am Tage sich stellt, als ob er Dich nicht kennt. Dann wirst Du ewig bleiben, was Du bist — seine Geliebte! Armes Gretchen, Du hast leichtsinnig gehandelt, Du hast vergessen, daß der Arme Alles verliert, wenn er seine Ehre preisgiebt. Wie mancher brave Bursch würde stolz darauf sein, Dich zum Altare zu führen, er würde Dich hegen und pflegen wie sein liebstes Kleinod — und Du wählst Dir einen Mann, der Dich nur zum Zeitvertreibe lieb hat. Hast Du Deine brave Mutter nicht bedacht? Denkst Du nicht an Deine Zukunft, an Deine Ehre? Kehre um, Gretchen, und verschließ dem Verführer Deine Thür, wenn es nicht schon zu spät ist!"

Der Korporal nahm seinen dreieckigen Hut und verließ betrübt das Stübchen. Er glaubte genug gesagt zu haben, um seine Schwester von fernern leichtsinnigen Schritten abzuhalten.

„Wenn es nicht schon zu spät ist!" flüsterte Gretchen, das stumm und starr auf die Arbeit in dem Schooße blickte, und beide Hände auf die Brust preßte. „Mein braver Bruder weiß nicht, daß es leider schon zu spät ist!" fügte sie mit bebenden Lippen hinzu. „Du lieber Gott, ich liebe ihn ja so

innig, daß ich ihm Alles hingeben mußte, was ich besaß. Jetzt habe ich nur mein Leben noch, und auch das gehört ihm! Ach, ich habe ihm meine Ehre nicht verkauft, wie die bösen Menschen wähnen — ich habe sie in die Hand dessen gelegt, den ich mehr liebe als mich selbst, mehr als meine Eltern, als meinen Bruder. Habe ich eine Sünde begangen, so mag mich der ewige Richter dafür strafen — ich muß ihn lieben, und gebe ihm willig mein Leben hin, wenn er es fordert."

Sie weinte lange, ihr weißes Tuch war ganz feucht von Thränen. Die blühenden Wangen waren lilienweiß geworden, und die schönen Augen zeigten sich trüb und geschwollen. Von der Stadt herüber verkündeten die Glocken Mitternacht, als sie plötzlich ihre Arbeit wieder ergriff, und rasch zu nähen begann, als ob sie dadurch die Pein ihres Herzens ersticken wollte. Aber nicht lange hatte sie gearbeitet, da erlosch das zinnerne Lämpchen, dem es an Oel gebrach. Gretchen suchte die Flasche; aber es fand sich keine Nahrung für das Licht mehr darin vor. Sie sank auf das Bett, und stützte den glühenden Kopf in die Hand. Tausend Gedanken erwachten, sie weinte und bebte; aber stets

flüsterte eine Stimme: Du liebst ihn ja, und hast keine Sünde begangen, wenn Du ihm Alles opferst! Aber auch die Worte Paul's tönten wieder, und die Ehre kämpfte einen harten Kampf mit der ersten leidenschaftlichen Liebe.

So war eine Stunde verflossen, als von der Straße her durch die stille Nacht Hufschläge erklangen. Gretchen schrak zusammen und lauschte. Das Geräusch kam näher. Sie erhob sich, zog die Gardinen zurück, und öffnete das Fenster. Der klare Vollmond übergoß die Gegend mit einem hellen Lichte. Die Nacht war kalt, aber wunderbar schön. Als Gretchen den Kopf wandte, sah sie einen Reiter vom Walde her kommen; er ritt langsam, und sah aufmerksam zu ihrem Fenster empor. Ein heftiges Zittern befiel sie, denn sie glaubte den Legationsrath zu erkennen. Wer anders als er konnte ihrem Fenster soviel Aufmerksamkeit widmen? Wer wußte, daß sie in dem kleinen Hause wohnte? — Je näher der Reiter kam, je langsamer ritt er, als ob er entweder den Gang des Pferdes leiser machen oder das Fenster länger beobachten wollte. Das arme Mädchen glaubte das Letztere. Der Reiter trug einen großen Mantel und eine

Pelzmütze. Als er dem Fenster gegenüber war, hielt er plötzlich an, und sah unverwandt zu ihr empor.

„Das ist Wolfgang nicht! Woher auch soll er in so später Nacht noch kommen," dachte Gretchen, und wollte das Fenster schließen.

„Guten Abend, Gretchen!" rief leise eine Stimme.

Wie gebannt blieb sie stehen, sie hatte Wolfgang erkannt.

„Bist Du es, mein Liebchen?" flüsterte er zärtlich.

„Ich bin es!" hauchte sie zitternd.

Der Legationsrath brachte sein Pferd dem Hause näher. Sein Kopf reichte fast zu dem niedern Fenster empor, in welchem Gretchen lehnte.

„Du bist noch wach?" fragte er, indem er ihr die Hand entgegenstreckte.

„Ich habe gearbeitet."

„Kleine Thörin, Du wirst Deinen schönen Augen schaden!" sagte er mit Vorwurf. „Wie oft muß ich Dir wiederholen, daß Du Dir Ruhe gönnen sollst."

„Ruhe?" fragte sie mit einem tiefen Seuf-

zer. „Meine Ruhe ist hin — ich liege wachend auf meinem Lager und schwere Gedanken lasten auf meiner Brust.“

„Mein süßes Kind, kann Dich die Liebe nicht trösten?“

„Ach Gott, ich weiß ja selbst nicht, was mit mir vorgegangen ist, woran ich mich halten soll.“

„Hast Du kein Vertrauen mehr zu mir?“

„Vertrauen?“ fragte sie leise schluchzend.

Wolfgang ergriff ihre Hand und küßte sie. Da fühlte er ihr heftiges Zittern.

„Bist Du krank, mein gutes Kind?“ fragte er besorgt. „Gehe gleich zu Bett, ich sende Dir morgen meinen Arzt!“

Sie begann heftig zu weinen und verhüllte das Gesicht mit dem Tuche.

„Gretchen, was ist Dir geschehen?“ fragte er besorgt und zärtlich. „Hat man Dich gekränkt? Drückt Dich ein Kummer? O sage es mir, ich werde Dir liebend und tröstend zur Seite stehen.“

Wolfgang fühlte die herabquellenden Thränen auf seiner Hand; Gretchen schluchzte so heftig einige Zeit fort, daß sie unfähig zum Sprechen war. Tausend Gedanken regten sich, sie hätte

tausend Fragen an den Mann ihrer Liebe richten mögen — aber ein nicht zu beschreibendes Gefühl der Angst und Pein, das des Bruders Gespräch erweckt, sowie das unbegrenzte Vertrauen zu Wolfgang, den sie zu kränken wähnte, setzten sie in eine traurige Verfassung.

Der Legationsrath fühlte ein tiefes Mitleiden mit dem jungen Mädchen.

„Hast Du mir nichts zu sagen?" fragte er.

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Wie soll ich mir Deine Thränen deuten? Gelten sie mir?" fuhr er fort.

Dasselbe Zeichen.

„Du wunderliches Mädchen!"

„Woher kommst Du so spät? Vom Walde her —?" fragte sie endlich mit großer Anstrengung, und indem sie ihn durch den Schleier der Thränen wehmüthig lächelnd ansah, als ob sie zugleich um Entschuldigung bitten wollte.

Diese Frage hatte Wolfgang von dem bescheidenen Kinde nicht erwartet; sie setzte ihn in Verlegenheit, denn der Leser erräth wohl, daß der junge Mann von Aurelien heimkehrte. Er hatte Gretchen längst in den Armen des Schlafes ge-

glaubt, und darum hatte er den nähern Weg gewählt, der an den Häusern der Vorstadt vorbeiführte. Als er Gretchen am Fenster gesehen, war es ihm unmöglich gewesen, da sie ihn erkennen konnte, ohne Gruß vorbeizureiten. Durfte er sie nun durch das offene Bekenntniß der Wahrheit kränken? Er wußte zwar nicht, daß Gretchens Eifersucht und Argwohn durch ein Gespräch bereits angeregt waren, das sie im Hause der Oberhofmeisterin zufällig ohne es zu wollen belauscht hatte; er wußte nicht, daß sie Werners Schutz angerufen — aber er konnte sich dennoch nicht entschließen, das Lustschloß des Fürsten als das Ziel seiner Reise anzugeben. Ein schmerzliches Gefühl der Reue, aber auch die Besorgniß, Gretchen, das sich ihm ganz hingegeben, könne um den Aufenthalt Aureliens wissen, hielt ihn davon ab. Er beschloß, zu ihrem eigenen Heile, die Wahrheit zu umgehen.

„Ich komme von einer Reise zurück, die ich im Dienste des Fürsten unternehmen mußte!" antwortete er nach einer kurzen Pause.

Hätte sie die Dunkelheit nicht daran gehindert, so würde Gretchen gesehen haben, daß Wolfgangs Gesicht ein flüchtiges Roth bei diesen Worten über-

zog, obgleich er sie mit fester Stimme gesprochen hatte. Die erste Unwahrheit war über seine Lippen gekommen, um das arme Mädchen zu täuschen.

„Im Dienste des Fürsten?" fragte sie, wie es schien, beruhigt.

„Ja, mein Kind."

„So will ich Dich nicht länger aufhalten, denn Du wirst müde sein."

„Müde, wenn ich Dir in die Augen schauen kann?"

Ein Gefühl der Freude durchzuckte das arme Gretchen. Dies Bekenntniß von ihm, dem innig und heiß geliebten Manne, verscheuchte alle trüben Gedanken, die sich in der Einsamkeit ihrer bemächtigt hatten.

„Lieber Freund, wann kann ich Dich wiedersehen?" fragte sie zitternd.

„Ich komme morgen Abend zu Dir."

„Hierher?" fragte sie erschreckt.

„Ja, wie immer. Ich habe Dir so manches zu erzählen, und dann auch muß ich wissen —"

„Still, still!" unterbrach sie ihn flüsternd und indem sie das Köpfchen zurückbog, um zu lauschen.

Alles blieb still; nur das Roß machte eine

Bewegung der Ungeduld. Wolfgang hielt die kleine brennende Hand seines Liebchens fest in der seinigen. Er fühlte, daß etwas Ungewöhnliches mit ihr vorgegangen sein mußte — aber was konnte es sein?

„Du darfst mich morgen hier nicht besuchen!“ flüsterte sie hastig. „Frage mich jetzt nicht, ich werde Dir Alles mittheilen. Gute Nacht, mein Geliebter!“

„Aber wo werde ich Dich sehen?“ fragte er verwundert.

„Wo? Wo? Mein Gott ich weiß es selbst nicht!“ fügte sie mit steigender Angst hinzu. „Um des Himmelswillen, entferne Dich jetzt — ich gehe morgen zu Werner — vielleicht bei ihm — gute Nacht, gute Nacht!“

Sie drückte heftig seine Hand, zog sich zurück und schloß das Fenster. Wolfgang hielt es für gerathen, da er den Grund ihrer Aengstlichkeit nicht kannte, den Weg fortzusetzen. Er gab dem Pferde die Sporen und ritt langsam der Stadt zu, die in tiefem Schweigen vor ihm lag. Er kannte Gretchens Leidenschaft, und ihr Betragen mußte ihn um so mehr mit Besorgniß erfüllen, wenn er ihrer völligen Hingebung gedachte. Werner sollte ihm am nächsten

Morgen Aufklärung verschaffen, der, wie er schließen durfte, jetzt das völlige Vertrauen des Mädchens besaß.

Kaum hatte sich Gretchen in das Stübchen zurückgezogen, als Paul, der in einem Kämmerchen nach dem Garten hinaus wohnte, an die Thür klopfte. Ein heftiger Schrecken durchzuckte das arme Kind.

„Gerechter Gott, wenn er mich belauscht hat!" dachte sie zitternd, und indem sie rathlos in der Mitte des halbdunkeln Zimmers stand. „Was soll ich ihm sagen? Er darf nicht erfahren, daß Wolfgang an meinem Fenster gewesen ist."

Rasch warf sie das Kleid ab, und schlüpfte in das Bett.

Das Klopfen wiederholte sich.

„Wer ist denn da?" fragte sie, als ob sie so eben erst aus dem Schlafe erwachte.

„Ich bin es, Dein Bruder!"

Das Kritische der Lage gab ihr die völlige Fassung zurück. Sie erinnerte sich, daß sie die Thür nicht verschlossen hatte; mit dem eigenen Scharfsinne, der den Frauen in verhängnißvollen Augenblicken eigen zu sein pflegt, beschloß sie, von

diesem günstigen Umstande Vortheil zu ziehen, um den Argwohn des ehrenfesten Soldaten zu zerstreuen.

„Was willst Du, lieber Paul?" fragte sie.

„Oeffne die Thür, ich muß mit Dir sprechen."

„So spät in der Nacht?"

„Oeffne! Vermeide das Aufsehen!"

„Ich liege im Bette."

„So stehe auf!"

„Die Thür ist ja nicht verschlossen."

Der Korporal murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin, dann öffnete er die Thür, und trat ein. Das Zimmer war dunkel, und Gretchen lag richtig in ihrem Bette. Er fand Alles, wie sie es gesagt hatte. Schweigend blieb er stehen und sah sich um. Gretchen ahnte, was kommen könnte, wenn er ihr Geheimniß entdeckte. Hatte sie doch seine Ansichten über den Bräutigam kennen gelernt, dem sie mit Ehren angehören könnte.

„Er darf nichts erfahren, es mag kosten, was es wolle!" dachte sie.

Sowohl die Schaam als die Klugheit gebot ihr, an diesem Entschlusse festzuhalten.

„Wie Du mich erschreckt hast!" flüsterte sie, indem sie die Decke bis dicht an das Kinn zog.

„Was ist denn geschehen? Warum schläfst Du nicht?“

„Was geschehen ist?“ murmelte Paul. „Das wollte ich hier erfahren.“

„Du sprichst seltsam.“

„Wo ist die Lampe?“ fragte er, mißtrauisch das Zimmer durchspähend.

„Dort auf dem Tische; aber gieb Dir keine Mühe, sie anzuzünden, es fehlt an Oel.“

„Ah, es fehlt an Oel! Und nun meinst Du, ich solle ohne Weiteres zu Bett gehen? Nicht eher, als bis ich weiß, wem die Stimme gehört, die mit Dir eine Unterredung gehabt hat. Bekenne es nur, Gretchen, daß der vornehme Liebhaber zu Dir in das Fenster gestiegen ist, von dem die ganze Stadt erzählt. Du siehst, ich kenne bereits die Liebschaft, die unsere arme Familie mit Schimpf und Schande belastet. Als ich diesen Abend bei Dir war, wollte ich noch immer nicht daran glauben — jetzt ist mir der Glaube in die Hand gethan.“

Gretchen bebte heftig zusammen. Es war ein Glück, daß nur das Mondenlicht im Zimmer herrschte, Paul hätte sonst die Leichenblässe gesehen, die ihr Gesicht überzog.

„Paul, Du willst Deine Schwester kränken!“ stammelte sie.

„Ich will ihre Ehre und die unserer Familie retten! Wie man allgemein seine Liebschaft kennt, so soll man auch erfahren, daß der Soldat ihm den Hals gebrochen hat.“

Der Korporal durchsuchte das kleine Zimmer. Er fand natürlich keinen Liebhaber, und trat dann vor das Bett seiner Schwester.

„Gretchen, ich habe ein gutes Gehör, es hat ein Mann mit Dir gesprochen! Dadurch, daß Du den Buhlen verheimlichst, vergrößerst Du Deine Schuld.“

„Es ist niemand bei mir im Zimmer gewesen!“ sagte sie fest. „Dir hat geträumt, Paul!“

„Geträumt?“

„Ich verzeihe Dir diesen Argwohn —“

„Warum zitterst Du? Wenn Du ein gutes Gewissen hast, kannst Du ohne Furcht antworten. Warum zitterst Du?“ fragte er mit vor Zorn erstickter Stimme und indem er heftig ihre Hand ergriff.

„Weil Du mich beleidigst!“ antwortete sie weinend.

„Ich stehe im Namen unsers Vaters hier!"

„Der Vater würde mir glauben, denn er weiß, daß ich fleißig bin, daß ich mein Brod durch Arbeit verdiene, und es verschmähe, auf unehrliche Weise etwas zu erwerben. Man hat mich bei Dir verleumdet, denn ich weiß, daß ich Feinde habe, weil ich mich um die Leute nicht kümmere. Ich lasse sie denken und reden, und gehe still meinen Weg."

„Gretchen, beruhige mich!" bat Paul, den eine Rührung anwandelte.

„Was kann ich thun?"

„Schwöre mir bei dem Andenken an unsere Mutter, daß ein ungegründeter Verdacht auf Dir lastet, daß die neidischen Zungen Dich nur verleumden — dann bin ich zufrieden und ich werde Dich morgen zu Tanze führen. Dann sollst Du sehen, daß ich stolz auf meine Schwester bin, und daß ich der Stadtklätscherei spotte. Dann will ich glauben, daß ich im Traume die Stimme eines Mannes gehört habe!"

Gretchen bebte vor dem Gedanken an einen Meineid zurück. Nachdem sie den Charakter ihres Bruders kennen gelernt hatte, seine Heftigkeit und

seine Ansichten von Ehre, glaubte sie Alles für Wolfgang fürchten zu müssen. Aber um die Gefahr von ihm abzuwenden, konnte es ihr frommes, religiöses Gemüth nicht über sich gewinnen, einen falschen Eid bei dem Andenken an die theure Mutter zu schwören, an deren Schutz sie glaubte, wie an die Vorsehung.

„Ich muß schon tief in Deiner Achtung gesunken sein," flüsterte sie, „daß Du meinen Worten nicht mehr glaubst. Mein Gott, was habe ich denn gethan?"

„Willst Du meinen Wunsch nicht erfüllen, Gretchen?"

„Ich kann nicht lästern!"

„Schwester, Du regst einen furchtbaren Verdacht an!" rief Paul. „Ich glaube nicht mehr an Deine Schuldlosigkeit. Du brandmarkst unsere Ehre durch die Liebschaft mit einem Hofherrn, von der Du nichts als Schmach zu erwarten hast. Anstatt reuig umzukehren, suchst Du das schändliche Verhältniß zu bedecken, willst Dich rein brennen, damit Dein Liebhaber unangefochten bleibt. Du willst nicht bekennen — wohlan, so werde ich mir wo anders Aufschluß holen. Zunächst soll das buck-

lichte Scheusal heran, der den Kuppler in der saubern Geschichte gespielt hat."

„Was sprichst Du, Paul?" fuhr Gretchen entsetzt auf.

„Nicht wahr, ich habe den Nagel auf den Kopf getroffen? Nicht wahr, der Zwerg ist Dir eine wichtige Person? Ah, ich bin auf der richtigen Fährte! Jetzt fordere ich keinen Schwur mehr von Dir, denn ich weiß, daß Du nur falsch schwören würdest. Du bist so verblendet, daß Du Deine Ehre und Dein Gewissen vergißt. Ich weiß jetzt, was ich zu thun habe, vielleicht wirst Du es mir später einmal Dank wissen. Diese Schurken halten Dich fest in ihren Stricken, sie kirren Dich mit ihrem Glanze und machen Dir Versprechungen, an deren Erfüllung sie eben so wenig denken, als Du an Deine Zukunft denkst."

„Meine Zukunft? Meine Zukunft?" fragte sie schaudernd.

„Glaube nicht," fuhr der aufgeregte Paul fort, „daß Dein Lebenswandel stets nur von wenigen gekannt wird; die Schande macht einen raschern Weg durch die Stadt, als die Ehre. Man hält Dich für ein hübsches Mädchen, und darum be-

schäftigt man sich mehr mit Dir. Warte nur noch kurze Zeit, und die Leute deuten auf Dich mit Fingern, wenn Du auf der Gasse gehst. Man beklagt Dich nicht mehr, sondern man lacht und spottet über Dich. Während Du dann vor Gram und Schande vergehst, giebt der vornehme Herr seinem Kuppler den Auftrag, ein neues Liebchen anzuschaffen."

„Paul, um Gotteswillen, halte ein!" rief Gretchen, ihre Hände ringend.

„Schauderst Du zurück, mein Kind? Das hat Dir wohl noch niemand gesagt! Ja, das ist das Loos eines Mädchens, das guten Rathschlägen kein Gehör giebt. Jetzt denke darüber nach, und bitte Gott um Verzeihung wegen der Sünde, die Du an unsern Eltern, die rechtlich gelebt haben und fromm gestorben sind, begangen hast."

Der Korporal verließ das Stübchen, ohne die arme Schwester zu grüßen. Er ging in seine Kammer, und schloß sich ein. Kaum hatte er sich entfernt, als Gretchens Schwester, die Frau des Maurers, mit Licht eintrat. Die laute Unterredung hatte sie aus dem Schlafe geweckt.

Gretchen, in Thränen gebadet, saß halb auf-

gerichtet auf ihrem Lager. Das volle Haar hing aufgelös't über die halb nackten Schultern herab. Bleich und starr sah sie vor sich hin auf die zum Gebete gefalteten Hände. Ein heißer Thränenstrom rollte über ihre Wangen.

„Gerechter Gott, was geht hier vor?“ fragte bestürzt die Frau.

„Schwester, ich bin ein unglückliches Mädchen!“ stammelte schluchzend die Arme.

„Wer war hier?“

„Paul.“

„Nur er allein?“ fragte ganz leise die Frau, indem sie ihr Lämpchen auf den Tisch setzte.

Gretchen nickte stumm mit dem Kopfe. Nach einer Pause schmerzlichen Schweigens erzählte sie ganz leise den Vorgang; sie verschwieg auch nicht, daß Wolfgang am Fenster gewesen sei, da die Schwester seit lange in das Geheimniß gezogen war.

„Paul ist ein Narr!“ sagte die Frau. „Der Legationsrath ist ein guter Mann, der Dich nicht unglücklich machen wird. Was gehen dem Korporal überhaupt unsere Verhältnisse an? Er hat sich früh aus dem Staube gemacht, um unsere Armuth nicht zu theilen, die ihm lästig war. Wäre er in

der Heimath geblieben und hätte redlich gearbeitet wie ein Mann, die Mutter wäre sicherlich nicht im größten Elende gestorben, sie lebte vielleicht heute noch, wenn sie eine ordentliche Pflege von ihren Kindern gehabt hätte. Der gute Bruder hat sich so lange nicht um uns gekümmert, er kann uns auch jetzt in Ruhe lassen. Wenn es ihm nicht gefällt, so mag er gehen, woher er gekommen. Mir gefällt sein hochfahrendes und stolzes Wesen nicht. Wenn er den bunten Rock nicht auf dem Leibe trüge und als ein armer Wandergeselle zurückgekehrt wäre, er würde froh sein, daß wir ihm ein Plätzchen unter unserm Dache einräumten. Laß Dich nicht beirren, Gretchen, Paul hat kein Recht, Dir Vorwürfe oder wohl gar Vorschriften zu machen. Morgen werde ich ein Wörtchen mit ihm reden, das wird ihn schon umstimmen. Du lieber Gott, wer ist denn so ein preußischer Korporal? Was hat er denn in den langen Jahren seiner Abwesenheit für uns gethan? Wie gesagt, wenn wir ihm nicht anstehen, wie wir eben sind, so mag er sein Bündel auf den großen Pallasch nehmen, mit dem er wie ein Großmogul durch die Straßen klappert, daß die Kinder sich vor ihm flüchten, und ruhig

wieder abziehen. Auf den Herrn Legationsrath lasse ich nichts kommen. Als damals mein Mann und die Kinder krank lagen, hat er sich wie ein Bruder gezeigt."

„Wie?" fragte Gretchen, die Schwester mit großen Augen ansehend. „Du erzählst mir da Dinge —"

„Nun ja, er wollte nicht, daß Du darum wüßtest — aber ich kann es Dir wohl sagen, damit Du siehst, wie gut er es mit uns meint."

„So hat er Dir wohl gar Geld gezahlt?" fragte Gretchen ängstlich.

„Ja, das hat er, und dabei bat er mich, keine Unterstützung von Dir mehr anzunehmen, damit Du nicht so viel arbeiten solltest. Er meinte, das Nachtwachen schadete Deiner Gesundheit, er könne es nicht dulden, daß Du Dich aufopfertest."

„Und das Geld hast Du genommen?"

„Gewiß!"

„Schwester, daran hast Du unrecht gethan! Hätte ich darum gewußt, ich würde es Dir streng untersagt haben."

„Und hätte ich gewußt, daß Du so empfindsam bist, ich würde mein Geheimniß für mich be-

halten haben, wie es der Herr Legationsrath wünschte. Gretchen, fast scheint es, als ob Du Dich dadurch verletzt fühlst!" sagte verwundert die Frau des Maurers. „Glaube ja nicht, daß er die Gulden mit vollen Händen ausgestreut hat. Beruhige Dich nur, Schwester, die Sache ist nicht so gefährlich. Nun schlafe wohl, dem Paul werde ich morgen den Kopf schon zurecht setzen."

Lachend über die Schwachheit der Schwester verließ die gute Frau das Stübchen.

„Das dumme Ding verdirbt am Ende noch die ganze Geschichte," flüsterte sie vor sich hin. „Wenn der reiche Legationsrath unser Häuschen von Schulden frei gemacht hat, mag sie ihm in Gottes Namen den Abschied geben; aber bis dahin muß die Sache bleiben wie sie ist, und sollte ich den Korporal zum Teufel jagen!"

Sie ging in die Schlafkammer zu ihren Kindern.

Gretchen schloß die ganze Nacht kein Auge. War es auch gut gemeint, daß Wolfgang die Schwester unterstützt hatte, und mußte sie sich auch sagen, er hat nur Almosen ausgetheilt; so lag der Gedanke an das Geld dennoch wie eine Centnerlast auf ihrer

Seele. Sie konnte sich nicht überreden, daß der reine Wohlthätigkeitssinn ihren Geliebten geleitet habe; ihr Zartgefühl betrachtete die Spenden als eine Bezahlung ihrer Zärtlichkeiten. Dann wieder erwachte die Eifersucht, und sie fragte sich: woher kam er so spät in der Nacht? Sollte es der Oberhofmeisterin gelungen sein, ein Verhältniß zwischen ihm und der Maitresse zu gestalten, die noch immer das fürstliche Lustschloß bewohnt? Und wenn er dadurch in der Gunst des Fürsten gestürzt, wohl gar aus dem Lande verwiesen wird? Tausend Ansichten, Befürchtungen und Entschlüsse keimten auf; aber stets vernichtete sie die Liebe wieder, die ihr ganzes Wesen an den Dichter fesselte. Sie zitterte, wenn sie der mahnenden Worte des ehrliebenden Bruders gedachte; aber sie konnte seine Beurtheilung des Mannes nicht theilen, den sie achten und lieben gelernt hatte.

Als der Morgen graute, verließ sie bleich und ermattet ihr Lager. Ein trüber Tag brach an, und hüllte das Land in einen dichten Nebelschleier. Sie vergaß heute ihr Frühstück zu bereiten, gedankenvoll saß sie am Fenster und arbeitete. Es war ihr so schwer um das Herz, daß sie oft die

Nadel niederlegen und heiße Thränen auf die zartblaue Seide weinen mußte, aus der sie für Nathalien ein Kleid fertigte. Schon früh sah sie den Korporal das Haus verlassen, er ging stolz und trotzig der Stadt zu, nachdem er einen Blick zu ihrem Fenster emporgesandt, ohne zu grüßen, obgleich es nicht zu verkennen war, daß er sie gesehen hatte.

„Du lieber Gott," flüsterte sie, „mein Bruder ist der erste Mensch, der mich verachtet! Sollte es wirklich so weit kommen, daß man allgemein auf mich deutet, wenn ich durch die Gassen gehe — nein, das überlebe ich nicht! Ich will Armuth und Elend ertragen, ich will wie ein Lastthier arbeiten; aber meine Ehre muß ich mir bewahren. Meine Ehre — gerechter Gott, ich habe sie ihm ja schon hingegeben — Alles, mein einziges Gut, das ich besaß! Paul weiß noch nicht einmal Alles, und dennoch verachtet er mich schon, er würdigt mich nicht einmal eines Grußes. O es ist klar, er meint es gut mit mir, während meine Schwester von Eigennutz geleitet wird. Kann mich Wolfgang zum Altare führen, ohne seine Stellung aufzugeben? Ich kann nicht zu ihm hinaufsteigen, er muß zu mir herabsteigen, wenn er mich vor

Schande bewahren will. Ich armes, armes Mädchen! Wer hätte das gedacht, als ich ihn zum ersten Male sah!"

Wie überwältigt von der Last ihrer Empfindungen sank das arme Mädchen auf die Knie nieder und suchte Trost und Stärkung im Gebete.

Es war gegen Mittag, als man leise an die Thür klopfte. Gretchen erschrak, denn sie hatte noch nicht daran gedacht, ihr Haar zu ordnen und ein Kleid anzulegen. Sie warf rasch einen Mantel um die Schultern, und fragte, wer da sei. Statt der Antwort ward die Thür geöffnet, und Nathalie trat ein.

„Gretchen, bist Du krank?" fragte bestürzt die junge Dame, als sie das bleiche Mädchen erblickte.

Die Näherin versuchte zu lächeln. Es war ihr ein wenig leichter um das Herz geworden, als sie die Freundin eintreten sah.

„Ich fühlte mich ein wenig unwohl, Fräulein; jetzt ist es jedoch vorüber. Sie verzeihen, daß ich noch nicht angekleidet bin —"

„Du hast ohne Zweifel die halbe Nacht wieder bei der Arbeit zugebracht? Gretchen, denke an

Deine Gesundheit! Brauchst Du Geld, so sage es mir, Deiner Freundin."

Gretchen senkte verschämt die Blicke zu Boden. Was vermochte Geld und Gut gegen die Leiden, die ihr Herz bestürmten?

„Wie empfängst Du mich heute?" fragte Nathalie verwundert. „Ich hatte mich recht darauf gefreut, mit Dir ein Stündchen zu plaudern — wir haben uns so lange nicht gesehen."

Mit großer Anstrengung zwang sich Gretchen freundlich zu erscheinen. Sie zog Nathalien auf einen Stuhl, schürte das Feuer in dem kleinen Ofen noch einmal an, und setzte sich dann zu dem willkommenen Besuche.

„Ich komme mit einer Nachricht, die mein Gretchen freundlich stimmen wird," begann Nathalie. „Du hast so oft meine trüben Stunden mit mir getheilt — Du sollst nun auch die erste sein, der ich mein Glück anvertraue. Ja, sieh' mich nur an: Victor ist mein erklärter Bräutigam. Diesen Morgen hat meine Tante ihre Zustimmung ertheilt, und vielleicht Ostern schon wird Hochzeit sein. Nun, Gretchen, brauche ich Victor nicht mehr verstohlen zu sprechen, es bedarf der ängstlichen Vorsicht nicht

mehr, um unser zärtliches Verhältniß vor Spähern zu bewahren. Bisher warst Du die einzige Zeugin unsers Glücks — jetzt kann es die ganze Welt sein. Zunächst nimm meinen Dank für die Freundschaftsdienste, die Du mir in der traurigen Zeit meines Lebens geleistet hast!"

Nathalie reichte dem erstaunten Gretchen beide Hände und drückte freudig einen herzlichen Kuß auf ihre Lippen.

„Du wunderst Dich über die plötzliche Umwandlung der stolzen Oberhofmeisterin?" fuhr sie mit beredter Zunge fort. „Dieses Wunder hat der gute Werner bewirkt, der einen unerklärlichen Einfluß auf die starre Frau ausübt. Aber er hat noch mehr gethan — er hat Victor sein väterliches Erbe wieder verschafft, das ihm der schurkische Kammerjunker gestohlen hatte. Diesen Morgen kam der kleine Mann mit einer von dem Junker unterzeichneten Urkunde, wonach das große Rittergut W. unbeschränktes Eigenthum Victors ist. Aus dem armen Manne ist plötzlich ein reicher Gutsbesitzer geworden — und ich, ich werde seine Frau!"

„Seine Frau!" wiederholte Gretchen ganz leise,

und indem sie starr zu Boden blickte. „Das ist ein unaussprechliches Glück!"

„Gretchen, was ist Dir?"

„Nehmen Sie meinen herzlichen Glückwunsch, liebes Fräulein."

„Und das sagst Du mir mit einer Miene, in einem so ruhigen, kalten Tone, als ob Dein Herz gar nichts dabei fühlte."

„Mein Herz!" schluchzte Gretchen.

Dann brach sie in ein lautes Weinen aus, sank auf beide Knie nieder, und verbarg ihr Gesicht in Nathalien's Schooße.

So hatte Nathalie das sonst immer so fröhliche Gretchen noch nicht gesehen. Sie fragte mehre Male umsonst nach dem Grunde ihres Kummers — Gretchen weinte so heftig, daß sie die Worte der Freundin nicht hörte. Endlich erhob sie das thränenschwere Auge und drückte krampfhaft beide Hände auf die Brust, als ob sie den Schmerz gewaltsam ersticken wollte.

„Nun bin ich wieder ruhig!" stammelte sie.

„Gretchen," sagte Nathalie ernst, „Du leidest nicht am Körper, sondern an der Seele. Erinnerst Du Dich, als ich über das Schicksal meines Her-

zens noch in Ungewißheit schwebte, der einsamen Stunden in meinem Zimmer? Was sagtest Du zu mir, wenn ich weinend an Deiner Brust lag? Du vertröstetest auf die Zukunft und ermahntest mich, die Hoffnung nicht aufzugeben. Ich folgte Deinem Rathe, wenn ich damals auch nicht begreifen konnte, wie eine günstige Lösung meines Schicksals erfolgen würde. Jetzt ist es geschehen, und zwar auf eine Weise, die der keckste Muth nicht hätte ahnen können. Darum folge meinem Beispiele und fasse Dich in Geduld. Du bist noch jung, Du brauchst die Zeit nicht so hoch anzuschlagen. Und nun, liebe Freundin, schütte mir Dein Herz aus, und sage mir unumwunden, was Dich drückt, vielleicht kann ich rathen und helfen. An meinem guten Willen darfst Du nicht zweifeln, den kennst Du, und jetzt, da ich nicht mehr unter dem eisernen Zwange meiner Tante stehe, habe ich auch mehr Macht und Freiheit zu handeln."

Hätte Gretchen nicht schon längst großes Vertrauen zu der Freundin gehegt, so würden diese Worte, die Nathalie mit einer so rührenden Theilnahme gesprochen, die letzten Bedenken verscheucht haben. Sie erzählte nun ihre Liebe zu dem Lega-

tionsrathe, schilderte seine Anhänglichkeit an sie, und verschwieg auch die Vorstellungen und Vorwürfe nicht, die Paul ihr in verflossener Nacht gemacht hatte.

„Ich habe noch nie so reiflich über meine Lage nachgedacht als in letzter Zeit," schloß sie unter Thränen; „ich folgte unbefangen meinem Herzen und gab mich ganz dem Glücke hin, das mir die Liebe zu ihm gewährte. Als ein schlichter, unbekannter Mann näherte er sich mir, und ich mußte ihn wegen seiner edeln Gesinnungen achten und schätzen. Als er mich seiner Liebe versicherte, nahm ich an, daß er es gewiß nicht gethan haben würde, daß er den Frieden meines Herzens nicht gestört, wenn er nur einen Zeitvertreib in dem Umgange mit mir gesucht hätte. Ich bin eine arme Arbeiterin, und während ich blieb, was ich war, stieg er in der Gunst des Fürsten, und er erhielt Rang und Adel, den er verdient wie kein Anderer. War seine Stellung auch verändert, so blieb seine zärtliche Liebe doch dieselbe, und ich müßte wahrlich lügen, wollte ich mich über ihn beklagen. Aber was soll nun aus mir werden? Ein Edelmann kann doch eine Näherin nicht heirathen. Mein

Bruder Paul meinte, ein rechtlicher Mann, der mich in Ehren zum Altare führen könnte, würde sich von mir fern halten, und es wäre selbst voraussichtlich," fügte sie leiser hinzu, „daß mich die Leute verachten würden. Sie werden Herrn Victors Frau; aber ich — ich — ach Gott, ich darf nicht an die Zukunft denken, mich befällt eine Angst, die ich nicht beschreiben kann."

Sie begann von Neuem zu weinen.

„Armes Mädchen!" sagte seufzend Nathalie, die den Ansichten der Freundin beipflichten mußte, wenn sie Alles bedachte. „Gretchen," sagte sie nach einer Pause, um die Betrübte zu trösten, „hast Du schon mit dem Legationsrathe über Deine Zukunft gesprochen? Hat er Dir noch nicht zu erkennen gegeben, was seine Absichten sind?"

Gretchen erinnerte sich des letzten vertraulichen Gesprächs mit dem Geliebten, und sie hatte allen Grund daraus zu schließen, daß er an eine Heirath nicht dachte. Außer dem Versprechen, sie nie zu verlassen, hatte er ihr ein anderes nicht gegeben.

„Nun?" fragte Nathalie die Sinnende.

Es fehlte Gretchen an Muth, in dieser Beziehung die Wahrheit zu sagen, denn sie fürchtete

in der Achtung der einzigen Freundin zu sinken, die sie auf der Welt besaß. Schweigend schüttelte sie das Haupt.

„Dann begreife ich Dich nicht!“ fuhr Nathalie fort. „Wie kannst Du verzweifeln, wenn Dir noch nicht alle Hoffnung abgeschnitten ist? Der Legationsrath, der Dich gewiß aufrichtig liebt, wird schon Mittel und Wege finden, die Hindernisse wegzuräumen, die seiner Verbindung mit Dir entgegenstehen. Er hat ja selbst dem bürgerlichen Stande angehört, und ein aufgeklärter Mann, wie er, wird sich dessen stets erinnern.“

Aber soviel sich Nathalie auch bemühte, Gretchen durch solche und ähnliche Gründe zu trösten, es wollte ihr nicht gelingen.

„Weiß Werner darum?“ fragte sie plötzlich.

„Ja!“

„So werde ich ihn bitten, mit dem Legationsrathe Rücksprache zu nehmen.“

„Unmöglich!“ rief Gretchen zitternd bei dem Gedanken, daß sie sich dem Geliebten antragen sollte.

„Dann bleibt nichts weiter, als daß Du ruhig abwartest, bis er selbst eine Erklärung abgiebt.“

„Mein liebes Fräulein, ich werde mich in Geduld fügen, werde so lange die bange Ungewißheit ertragen, als ich es vermag. Aber nicht wahr,“ fragte sie leise und verschämt, „Sie können mich nicht verdammen, und eben so wenig die Leute, wenn sie je mein Unglück erfahren sollten?“

„Ich werde Dir stets eine helfende und treue Freundin bleiben, was auch die Leute über Dich sprechen mögen. Und was kann man Dir denn im schlimmsten Falle nachsagen? Man wird Dich höchstens beklagen und den Legationsrath einen unredlichen Menschen nennen. Uebrigens fürchte ich weder das Eine noch das Andere.“

Nathalie machte nun Bestellungen über Bestellungen, so daß sie Gretchens Zeit für das nächste Vierteljahr allein in Beschlag nahm. Mit der Hochzeit sollten die Arbeiten vollendet sein, und beide Freundinen wollten dann den Sommer auf dem Gute Victor's zubringen. Gretchen fühlte sich ein wenig ruhiger, als Nathalie sie verließ. Sie hoffte das Beste von der Liebe und Rechtlichkeit des Legationsrathes.

Siebentes Kapitel.

Einige Tage später kündigte Paul seiner Familie an, daß er am nächsten Morgen abreisen würde. Die beiden Schwestern hielten ihn nicht zurück. Dem armen Gretchen war diese Nachricht selbst willkommen, denn sie konnte sich nun des Besuchs ihres Geliebten wieder erfreuen, ohne die Dazwischenkunft des barschen Korporals fürchten zu müssen. Paul packte auch wirklich seine Sachen zusammen und legte das Bündel in seine Kammer. Dann ging er, um von seinen Freunden in der Stadt Abschied zu nehmen.

Es war gegen Abend dieses Tages, als Werner das Haus betrat, in welchem der Legationsrath wohnte. Keuchend stieg er die Treppe zum ersten Stocke hinauf.

„Daniel, wo ist Dein Herr?" fragte er athemlos den Diener, der ihm entgegentrat.

„Er befindet sich in seiner Arbeitsstube. Ich sage Euch das, Werner, obgleich mein Herr befohlen hat, ihn gegen Jedermann zu verleugnen, denn er will bis acht Uhr arbeiten und dann allein ausgehen."

„Du wirst ihm sagen, daß ich ihn zu sprechen wünsche."

„Ich darf nur dann sein Zimmer betreten, wenn er mich durch die Glocke ruft. Die Ueberschreitung dieses Befehls würde mir seinen Zorn zuziehen, und er ist seit einiger Zeit so heftig geworden — —"

„Gleichviel, ich muß ihn sprechen."

Werner klopfte leise an eine Thür, öffnete sie und trat in ein elegantes Zimmer, das mit Büchern und Aktenstücken fast angefüllt war. Der Bewohner saß sinnend vor seinem Schreibtische; er schien den Eintritt des Tapezierers nicht bemerkt zu haben. Werner setzte sich leise auf einen Stuhl, um ihn nicht zu stören; es war ihm genug, daß er den Dichter in seinem Hause noch vorfand. Wohl zehn Minuten waren verflossen, als sich der

kleine Mann durch ein heftiges Husten ankündigen mußte. Wolfgang wandte sich, und sah den Besuch zusammengekauert in dem Lehnstuhle neben dem Kamine sitzen.

„Wie bist Du hereingekommen?“ fragte er, als er sah, daß Werner seiner wieder mächtig war.

Werner war bei guter Laune; er reckte sich lang aus und sagte lächelnd:

„Durch den Kamin, Herr! Für jetzt bin ich ein halber Geist, der in den Rauchfängen Platz hat — es dauert nicht lange mehr, so bin ich ein ganzer, und schlüpfe durch das Schlüsselloch. Sie sehen, die Reise aus der Höhe hernieder hat mir den Athem geraubt.“

„Dann bringst Du ohne Zweifel wichtige Nachrichten, die Dich zu einer so gefährlichen Fahrt veranlaßten.“

„Ja, Herr!“

„Laß hören.“

„Gretchen ist krank.“

„Ich bedauere das arme Kind.“

„Nichts weiter?“

„Sende den Arzt zu ihr.“

„Ich bin gekommen, ihn zu holen.“

„Das heißt?"

„Sie werden nicht anstehen, der Patientin sobald als möglich einen Besuch abzustatten."

„Dann ist die Krankheit nicht gefährlich!" sagte Wolfgang, der an der Unterhaltung Gefallen fand.

„So meinen Sie!" antwortete Werner, indem er den Dichter bedeutungsvoll ansah.

„Ich meine, wenn ich sie heilen kann, ist an Genesung nicht zu zweifeln."

Der Bucklichte lächelte ironisch, als er die Worte sagte:

„Sie haben den Willen, gnädiger Herr — haben Sie auch die Kraft dazu? Gretchen ist ein wunderliches Ding."

„Du weißt, Freund, daß sie mir theuer ist."

„Aber nicht theuer genug, um sich allein mit ihrem Wohle zu beschäftigen."

„Wie?"

„Sie haben noch eine Patientin, eine blendende Schönheit voll Geist und Witz."

„Du meinst Aurelien?" fragte der Legationsrath.

„Ich meine die zurückgesetzte fürstliche Maitresse."

„Und ich meine, Freund Werner, daß Du in Deinem Diensteifer ein wenig zu weit gehst."

„Wir wollen sehen; vielleicht danken Sie es mir!" antwortete der Bucklichte, und sein Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an. „Ueber dem strahlenden Glanze einer unechten Perle vergessen Sie den schönen Werth einer ruhig blinkenden, echten. Ich bin Ihr Diener, gnädiger Herr, der Ihnen Dank schuldet — Sie werden mein Bemühen nicht verkennen, diesen Dank zu bethätigen. Erinnern Sie sich noch der Zeit, wo Ihnen Gretchen Alles war? Sie schwärmten für den Engel, und sprachen nur von Anbetung und Liebe. Wie steht es heute? Der Engel muß Ihre Liebe und Anbetung mit einem glitzernden Dämon theilen, und ich müßte wenig Scharfsinn besitzen, wenn ich nicht begreifen wollte, daß die Zeit nicht fern ist, wo Sie kaum noch ein Bedauern fühlen für den — gefallenen Engel!"

„Werner!" fuhr der Legationsrath auf, um seine Verlegenheit zu verbergen, denn er fühlte, daß der Bucklichte Recht hatte. „Kannst Du in meiner Seele lesen?"

„Sie sehen, daß ich es vermag!" sagte Wer-

ner, den die Bewegung des Legationsraths mit tiefem Schmerze erfüllte.

Wolfgang verließ seinen Platz, und ging nachdenkend einigemal im Zimmer auf und ab. Er schien vergebens nach einem Entschlusse zu ringen. Endlich blieb er vor dem Bucklichten stehen, der ruhig in dem Sessel saß und den Kopf mit beiden Händen stützte.

„Werner, was soll ich ferner für Gretchen thun?“ fragte er. „Ich verkenne den Ernst ihres Verhältnisses zu mir nicht — das Mädchen ist mir lieb und werth — ich habe eine große Thorheit begangen — was kann ich thun, um eine Ausgleichung herbeizuführen?“

„Ah, wie anders redet der geadelte Legationsrath, als der Dichter!“ rief Werner. „Wo ist die Poesie der Liebe? Wo ist der Heiligenschein, der das anmuthige Gretchen einst umgab? Ich bedauere jetzt nicht mehr, daß mir die Natur nur Anwartschaft auf ein kurzes Leben gegeben, denn ich darf hoffen, in den jungen Jahren der Poesie zu sterben. Ich preise mich glücklich, daß ich jetzt schon ein Todescandidat bin. Wäre ich es nicht, so würde ich das Mädchen jetzt von Ihnen zurück-

fordern, das ich Ihnen einst so hoffnungsvoll übergab. Sie müssen es behalten, lieber Herr, um Gretchens Glück so lang als möglich auszudehnen, wenn sie sich in die traurige Wirklichkeit des Lebens nicht finden kann."

„Gretchen kann nie mein Weib werden!" murmelte der Legationsrath.

„Nun, so bleibe sie Ihre Maitresse!" rief Werner, indem er in ein heiseres Lachen ausbrach.

„Das ist das rechte Wort nicht, Werner! Ich werde nie eine Wahl treffen, so lange Gretchen lebt. Sie kann sich getrost als die Gattin betrachten, an der mein Herz hängt. Ist das Glück der Liebe ein größeres, wenn man es vor den Augen der Welt genießt, wenn man damit prunkt? Der Legationsrath gehört dem Fürsten, der Dichter bleibt Gretchen."

„Vortrefflich! Und was erhält die Maitresse?"

„Sie wird sich mit dem Legationsrathe begnügen müssen."

„Gut, ich stehe im Dienste des Dichters. Jetzt sind wir im Klaren, und mir bleibt über diesen Punkt nichts mehr zu verhandeln. Die Nebel haben sich zerstreut, der Abend wird schön,

Herr — wenn es Ihnen recht ist, begleite ich Sie bis vor Gretchens Thür."

„Wozu?"

„Um Schildwache zu stehen, denn mir ahnt, es wird nöthig sein. Um acht Uhr treffe ich Sie unter dem Baume, wo wir unsere erste Bekanntschaft machten. Es gilt heute einen Feind zu bekämpfen, der wie ein Pilz über Nacht aus der Erde gewachsen ist. Trösten Sie Gretchen, und bereiten Sie sie auf den neuen Stand vor."

„Regt sich der verliebte Kammerjunker wieder?" fragte Wolfgang.

„Nein, Herr, er liegt zu Bett! Die Vorlesung, die wir mit Ihrer Hülfe der Frau Oberhofmeisterin veranstaltet haben, hat einen so tiefen Eindruck auf ihn ausgeübt, daß sein ganzes Nervensystem destruirt ist. Er will sich auf ein Jahr von seinem Posten entbinden lassen, und im Frühling ein Bad besuchen. Daß er die Urkunde wegen Uebergabe des Guts an Victor unterzeichnet hat, wissen Sie — so mag er in Gottes Namen reisen, wir haben nichts mehr mit ihm zu schaffen. Auf Wiedersehen bei Mondenschein unter dem Baume!'

Der seltsame Kauz verschwand, und schloß

leise die Thür hinter sich. Wolfgang arbeitete noch eine Stunde, dann schickte er sich zu dem Gange zu Gretchen an, das er seit der letzten Unterredung am Fenster nicht gesehen hatte. Um acht Uhr trat er, in seinen Mantel gehüllt, unter den Baum. Der Abend war klar, hell funkelten die Sterne und ein feuriger Saum in Osten kündigte den Aufgang des Mondes an. Auf dem Wiesenplane zeigte sich kein lebendiges Wesen, und die Häuserreihe der Vorstadt lag so ruhig da, als ob sie unbewohnt sei. Wolfgang lehnte sich einen Augenblick an den Stamm und überdachte die Zeit, die zwischen der ersten Bekanntschaft mit Gretchen und dem heutigen Abende lag. Welche Veränderungen waren da vorgegangen! Wie anders erschien ihm jetzt Gretchen, wie anders war er selbst geworden! Anstatt der Sehnsucht, das liebliche Geschöpf nur zu sehen, sich mit ihr zu unterhalten und ihr einen Kuß zu rauben, trieb ihn jetzt die Sucht nach Genuß. Gretchen erschien ihm immer noch so reizend als sonst, sie hatte selbst Vorzüge vor der blendenden Aurelie; aber sie bot ihm kein Geheimniß mehr, der wunderbare Schleier war zerrissen, der einen göttlichen Nimbus um ihr

Haupt gezogen. Die Sehnsucht hatte sich in eine Lüsternheit verwandelt, die ihn antrieb, nicht länger auf Werner zu warten. Bald stand er vor dem Häuschen. Gretchens ihm so wohlbekanntes Fenster war dunkel, die Scheiben desselben blinkten matt in dem milden Feuer des aufsteigenden Mondes.

„Ob sie noch nicht zu Hause ist?" dachte der schmachtende Liebhaber. „Vielleicht sitzt sie wieder im Finstern und weint. Ich will sie überraschen."

Er trat zur Thür und wollte öffnen. Sie war verschlossen. Es mußte ihn dies wundern, da der Abend noch nicht weit vorgerückt war. Ein eigenes Gefühl hielt ihn ab zu klopfen; er wollte heute heimlich und still in Liebchens Stübchen schlüpfen. Vielleicht auch war sie noch in der Stadt und kehrte erst später von der Arbeit heim. Dies Letztere schien ihm um so wahrscheinlicher, da Werner, wie er versprochen, noch nicht eingetroffen war, ohne Zweifel begleitete er seine Perle auf dem Heimwege.

Wolfgang begann auf und abzugehen.

Bald erschien an der Häuserreihe die Gestalt eines Mannes, der sich langsam fortbewegte und

von Zeit zu Zeit den Kopf wandte, als ob er eine ihm folgende Person erwartete. Der Bucklichte war es nicht, da sein Körper einen schlanken Schatten warf. Der Kleidung nach war es ein gewöhnlicher Mensch, der ohne Zweifel in einem der kleinen Häuser wohnte. Plötzlich war er verschwunden. Wolfgang, der ihn beobachtete, hatte sich von Gretchens Wohnung ein wenig entfernt. Er fand Gefallen an dem Abenteuer bei Mondenscheine und lehnte sich an eine der Pappeln, die vereinzelt an dem Rande des Angers standen. Er befand sich in dem Schatten, den der Stamm des ziemlich starken Baums warf, so daß seine Gestalt aus dem Mondenlichte verschwunden war. Nicht lange hatte er diese Stellung eingenommen, als eine Frau flüchtig den Weg herabkam. Trotz dem sie den Kragen des Mantels über den Kopf gezogen hatte, glaubte Wolfgang dennoch Gretchen in ihr zu erkennen. Leicht wie eine Sylphe schlüpfte sie an ihm vorüber, öffnete mit einem Schlüssel die Thür, und verschwand in dem Hause.

„Sie kommt von der Arbeit zurück! Das arme Kind! Ich werde mich bei ihr diesen Abend zu Gaste laden!“

In dem Augenblicke, als er den Weg überschreiten wollte, trat aus dem Gitter, das das Gärtchen neben dem Hause umschloß, ein Mann hervor. Wolfgang konnte ihm seine Absicht, in das Haus zu gehen, nicht mehr verbergen, da er nur noch einige Schritte von dem Ziele entfernt war.

„Wohin?" fragte zwar leise, aber in einem Tone der Mann, der über seine Feindseligkeit keinen Zweifel übrig ließ.

Der Legationsrath verschmähete es, eine Antwort zu geben; er wandte sich, und trat rasch den Rückweg an. Paul, denn dieser war der Mann, folgte ihm und packte mit kräftiger Faust den langen Kragen seines Mantels.

„Unverschämter!" murmelte Wolfgang, sich zur Wehr setzend.

„Sie werden mir Rede stehen, Herr!" sagte Paul, dessen Stimme vor Zorn zitterte.

„Was wollen Sie?"

„Ich fürchte das Aufsehen nicht, denn ich muß um jeden Preis den Dieb kennen, der meiner armen Schwester die Ehre stahl!"

„Gretchens Bruder?" flüsterte erschreckt und unwillkührlich der Legationsrath.

„Sie sind mein Mann!“ zischte der Korporal. Und zugleich stieß er ihn mit roher Hand auf den harten, winterlichen Rasen.

„Dort oben ist ihr Fenster,“ sagte der Korporal, indem er nach dem Hause zeigte. „Das Stübchen, wo das unschuldige Kind arbeitete, war wohl ein warmes Nest für den vornehmen Herrn, der eine Abwechselung darin fand, sein bequemes Zimmer einmal zu vertauschen. Für diesen Abend, und so der Teufel will, für immer, ist Ihnen die Schäferstunde versalzen.“

„Zurück oder ich rufe um Hülfe!“

„Rufen Sie, dann sollen die Leute einen Dieb sehen!“

In dem Augenblicke, als der von Wuth verblendete Korporal mit einem derben Stocke seine Mißhandlungen beginnen wollte, ward er im Rücken von zwei nervigen Fäusten gepackt und zu Boden geworfen.

„Stehen Sie auf!“ flüsterte dem Legationsrath eine Stimme zu. „Hier ist nichts weiter zu rathen als ein schleuniger Rückzug.“

Es war Werner. Mit Hülfe des kleinen Bucklichten erhob sich Wolfgang. Da sah er zu

seiner großen Verwunderung, wie der Korporal mit einem Manne rang, der ihm an Kraft und Gewandtheit überlegen zu sein schien. Der Kampf ging so ruhig von statten, daß man nichts hörte als das Stampfen der Füße und ein leises Gestöhn, das die Ringenden, die sich mit den Armen gepackt hielten, ausstießen.

„Folgen Sie mir!“ mahnte Werner.

„Wer ist der Mann?“

„Fragen Sie später.“

„Ich muß wissen, wer mir zu Hülfe kam.“

„Ein Mensch, der den Lümmel schon zähmen wird.“

„Gretchens Bruder —!“

„Ich weiß es. Fort, wenn sich der Herr Legationsrath mit einem rohen Soldaten nicht prügeln will. Nicht alle Leute nehmen die Liebschaften wie wir.“

Herr und Diener verschwanden von dem Kampfplatze.

Paul hatte sich mühsam emporgerafft, und suchte seinen Gegner, der wie eine Tigerkatze an ihm hing, von sich abzuschütteln. Er hatte die Kraft der Jugend vor ihm voraus, und deshalb ge-

lang es ihm, so daß er seinen Knotenstock vom Boden aufheben und nun bewaffnet auf ihn eindringen konnte. Mit einer wahren Beserkerwuth schwang er den gewichtigen Knüttel, und ein Hagel von sausenden Hieben fiel auf den Kopf des Fremden, der nach einigen Augenblicken die Hände bittend ausstreckte, und dumpf stöhnend zu Boden sank. Aber auch da noch traf ihn die Waffe des Wüthenden.

„Bist Du nun zufrieden?" fragte der keuchende Paul, indem er sich zu ihm hinabneigte.

Der Mann zuckte noch einigemal heftig zusammen, dann lag er still und regungslos. Ohne sich weiter um ihn zu kümmern, stürzte der Korporal quer über den Weg nach dem Hause. In dem Augenblicke, als er die Thür öffnen wollte, trat Gretchen heraus. Sie hatte von ihrem Fenster aus, das sie in unruhiger Erwartung geöffnet, den letzten Act des Kampfes vernommen.

„Paul, um Gotteswillen, was ist geschehen?" fragte sie in furchtbarer Angst.

„Ah, da bist Du ja!"

„Mensch, was hast Du gethan? Wen hast Du auf offener Straße gemißhandelt?"

„Das kannst Du mir am Besten sagen!"

Wie ein Wahnsinniger ergriff er ihre Hand, und schleppte das laut weinende Mädchen über den Weg bis auf den Rasen, wo der Fremde immer noch regungslos am Boden lag. Der Mond war über der Hügelkette völlig emporgestiegen und beleuchtete fast taghell den stillen Plan. Gretchen sank auf beide Knien nieder, und starrte dem Manne in das mit Blut bedeckte Gesicht. Sie erkannte auf den ersten Blick, daß es weder Wolfgang noch Werner war. Dann schauderte sie vor dem zerschlagenen Kopfe zurück, und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Paul erkannte immer noch nicht, daß er einen Menschen gemordet hatte; er sah nur seine Schwester, die still weinte; er dachte nur an die Schande, die sie der Familie bereitet hatte.

„Wer ist es? Wer ist es denn?“ fragte er mit erstickter Stimme. „Nicht wahr, der elende Schuft ist es, der Dich verkuppelt hat? Der Geschäftsmann, der von unserer Armuth und Deinem hübschen Lärvchen Vortheil gezogen hat? Jetzt mag er ihn genießen. Er wird den Handel dieses Abends nicht vergessen. Der rechte Mann ist mir leider entgangen — o, was gäbe ich darum, wenn ich ihn erwischt hätte!“

„Gerechter Gott, Paul, was hast Du gethan?“ schluchzte Gretchen.

„Was die Ehre unserer Familie erforderte.“

„Du bist ein Mörder — und meinetwegen!“

„Ich bin Soldat, und was ich gethan, werde ich verantworten, wenn man Rechenschaft von mir fordert. Aber Du, Schwester, kannst Du die Folgen Deiner leichtsinnigen Liebschaft verantworten? Dies wäre Alles nicht geschehen, wenn ich Dich als ein braves, ehrliebendes Mädchen angetroffen hätte. Ich will Dich nicht allein verdammen — aber zähme Deine Zunge, und mache mir keine Vorwürfe. Bin ich ein Mörder, so hast Du mich dazu gemacht!“ fügte er bebend hinzu, nachdem er den regungslosen Mann einen Augenblick schweigend angestarrt hatte.

Rathlos erhob sich Gretchen; sie sah um sich — Alles blieb still. Die Angst gab ihr soviel Muth, daß sie die Hand des Erschlagenen ergriff. Sie war kalt und starr. Entsetzt bebte sie zurück und verhüllte das Gesicht mit ihrem Tuche. Sie war einer Ohnmacht nahe, daß sie sich an den Baum lehnen mußte, der ihr zur Seite stand. Sie hörte und sah nichts mehr von ihrer Umgebung. Plötzlich ward sie emporgerüttelt.

„Er ist todt!“ hauchte sie. „Und meinetwegen, meinetwegen! Schafft ihn fort und klagt mich an, ich trage die Schuld an dieser gräßlichen That.“

In diesem Augenblicke ward ein leiser Schreckensschrei ausgestoßen. Die Frau des Maurers, die mit ihrem Manne herbeigeeilt war, hatte den ganzen Umfang des Unglücks erkannt.

„Gretchen, komm in das Haus!“ sagte der vor Angst bebende Maurer. „Was geht uns die Geschichte an, wir wissen nichts davon. Der Gemißhandelte ist ein Fremder. Komm rasch, ehe man uns gewahrt. Zum Glück hat uns noch niemand gesehen.“

„Wo ist Paul?“ fragte das arme Mädchen, das der Maurer mit sich fortzog.

„Er hat sich entfernt.“

Die drei Personen, vor Bestürzung rathlos, traten in das Haus. Der Maurer wollte die Thür verschließen, indem er murmelte:

„Wir dürfen uns nicht um ihn kümmern, sonst fällt der Verdacht auf uns. Außerdem ist er auch todt und jede Hülfe kommt zu spät.“

„Laß offen!“ rief der Korporal, der auf der

durch ein Lämpchen matt erhellten Hausflur erschien. Er trug den Pallasch, an dem ein Bündel hing, auf der Schulter. Der Maurer fuhr erschreckt zurück, als er die befehlenden Worte hörte.

„Wohin, Paul?“ fragte Gretchen.

„Zu meinem Regimente!“

„Jetzt beeilt er sich!“ sagte die ältere Schwester, indem sie ihm einen Blick des Zornes zuwarf. „Nachdem er uns eine tüchtige Suppe eingebrockt, läuft er bei Nacht und Nebel davon, damit wir sie allein essen sollen. Und dieser große Held spricht noch von Ehre! Laß die Thür offen, Mann; er mag ziehen.“

„Du meinst, die Furcht treibt mich davon?“ fragte Paul. „Mein Bündel war längst geschnürt, denn ein ehrlicher Soldat kann in einem Hause nicht bleiben, wo solche Dinge getrieben werden, wie bei Euch. Ich habe Deine Worte wohl gehört, mit denen Du das arme Gretchen umgarntest, und wärst Du nicht meine Schwester, elende Kupplerin, so würde ich Dich bestrafen, wie Du es verdienst. Aber Du hast Kinder, und deshalb will ich meine Hand nicht an Dich legen. Lebt wohl,

wenn Ihr könnt — mich werdet Ihr nicht wiedersehen!"

Der Korporal verließ das Haus, und schlug heftig die Thür hinter sich zu. Paul hat Wort gehalten, denn in seiner Heimath hat kein Mensch mehr etwas von ihm erfahren.

Die Bestürzung in dem Hause des armen Maurers läßt sich denken. Die Bewohner hatten zwar nicht Theil an dem begangenen Verbrechen, aber sie fürchteten zur Rechenschaft gezogen zu werden, wenn man am nächsten Morgen den Leichnam des Mannes auffände. Dann mußte bei der Untersuchung Alles entdeckt werden, und für die Ehre der Familie sowohl als für die Sicherheit derselben war das Aeußerste zu fürchten. Das Mitleid trieb sie an, dem Unglücklichen, der noch leben und nur betäubt sein konnte, zu Hülfe zu kommen; aber die Angst hielt sie zurück. Keiner wagte auf die Straße zu gehen, und der Maurer, ein einfältiger, ängstlicher Mann, löschte selbst das Licht aus und ging in die Kammer. Gretchen saß rath- und trostlos in ihrem Stübchen. In der ersten Viertelstunde war sie unfähig, die Lage der Dinge klar zu erfassen. Nach und nach ward sie

ruhiger, und ein heftiger Thränenstrom brachte ihrem gepreßten Herzen einige Linderung. Sie trat an das Fenster, und begann über sich und ihre Familie nachzudenken.

„Ich trage die Schuld, wenn das größte Unglück hereinbricht!" flüsterte sie vor sich hin. „Ach, und es kann ja nicht ausbleiben, es ist ein Verbrechen begangen. Aber wer ist nur der unglückliche Fremde? In welcher Absicht kam er hierher, und warum vergriff sich der zornige Paul an ihm?"

Sie schauderte vor dem Gedanken zurück, daß Wolfgang in Lebensgefahr geschwebt habe, denn es war unzweifelhaft, daß ihn dasselbe Schicksal ereilt haben würde, wenn der wüthende Korporal ihn angetroffen hätte. An wen sollte sie sich nun wenden? Konnte sie den Verlauf der Dinge ruhig erwarten? Und was mußte vor allen Dingen Wolfgang denken, wenn er Kunde von dem Vorfalle erhielte, der gleich entsetzlich als entehrend war? Sie dachte an Werner, dem sie sich bereits anvertraut hatte, und von dem sie wußte, daß er sich ihrer annehmen würde. Rasch hüllte sie sich in ihren Mantel, nahm den Schlüssel, und verließ das Stübchen. Durch das Geräusch, das ihre hastigen Schritte

auf der Treppe verursachten, ward der Maurer aufgeschreckt, der mit klopfendem Herzen in seiner dunkeln Kammer saß. Er trat mit Gretchen zugleich auf die schmale Hausflur.

„Bist Du es, Gretchen?“ fragte er zitternd.

„Ja.“

„Ist etwas geschehen? Hast Du an Deinem Fenster gelauscht?“

„Ich habe nichts bemerkt; aber halte mich nicht auf, ich muß mit ihm sprechen.“

„Mit wem?“ fragte schaudernd der Maurer. „Mit dem Erschlagenen?“

Gretchen hatte sich der Thür genähert und erschloß sie. Der Schwager wollte sie zurückhalten.

„Mädchen, Du wirst eine Thorheit begehen!“ rief er. „Ist es nicht schon genug, daß Du uns in diese gräßliche Lage gebracht hast? Ich habe es immer gesagt, daß das Ding ein schlechtes Ende nehmen würde, aber keiner wollte auf mich hören.“

„Beruhige Dich, Schwager,“ stammelte Gretchen; „ich gehe aus, um mit jemandem zu sprechen, der uns in Schutz nimmt. Gelingt es mir nicht, so werde ich mich selbst anklagen, um jeden Verdacht von Euch abzulenken.“

„Bist Du wahnsinnig?“ rief die Frau, die in der Kammerthür stand. „Was geht das uns an, wenn man sich vor unserer Thür prügelt? Wir haben nichts gehört und nichts gesehen — gehe zu Bett, mag kommen, was da will. Wir sind ehrliche Leute, und niemandem wird es einfallen, uns ein Verbrechen zuzumuthen. Außerdem liegt der Mensch auch da drüben auf dem Anger, wer kann mit Gewißheit sagen, mit wem er zu thun gehabt hat? Paul ist fort, und wir müssen schweigen, denn er bleibt doch immer unser Bruder.“

Das arme Gretchen, von einer wahren Todesangst gefoltert, hatte von diesen tröstlichen Worten der Schwester, die allein den Muth hatte den Ergebnissen der Zukunft die Stirn zu bieten, nur wenig gehört; es war ihr gelungen, leise die Thür zu erschließen, und in dem Augenblicke, als die Frau das letzte Wort sprach, schlüpfte sie auf die Straße hinaus. Der Maurer konnte sie nicht mehr zurückhalten, kopfschüttelnd schloß er die Thür wieder.

„Es ist bald zehn Uhr,“ murmelte er; „wenn der Wächter kommt, wird man den Menschen finden.“

„In des Himmels Namen!“ sagte ärgerlich die Frau. „Wir können im schlimmsten Falle nichts weiter thun, als die Wahrheit bekennen. Will sich das dumme Ding blamiren, so mag sie es thun. Komm zu Bett, Mann!“

Gretchen hatte das Thor der Stadt erreicht und eilte flüchtig, von einer namenlosen Angst gefoltert, durch die stillen Straßen. Bald stand sie an der Thür des Hauses, das Werner bewohnte. Ihr fehlte der Muth, zu klopfen, da sie die Wittwe, die Wirthin des Gesuchten, fürchtete. Noch überlegte sie, was sie beginnen sollte, als sich Schritte hinter ihr vernehmen ließen. Sie wandte sich, und sah zu ihrem frohen Erstaunen den kleinen bucklichten Mann, der langsam die Häuserreihe entlang kam. Sie eilte ihm entgegen. Werner erkannte sie, und flüsterte hastig:

„Still, Gretchen, sprechen Sie hier kein Wort!“

Dann zog er das zitternde Mädchen mit sich fort bis auf den Kirchplatz. In dem Schatten, den der Thurm des stillen Gotteshauses warf, blieben Beide stehen. Nachdem sich Werner über-

zeugt, daß kein Vorübergehender sie belauschte, begann er leise:

„Erzählen Sie mir nichts, liebes Gretchen, ich weiß bereits, was diesen Abend vor Ihrem Hause geschehen ist. Beruhigen Sie sich, der Vorgang ist für Sie ohne Bedeutung," fügte er hinzu, als er das leise Schluchzen des jungen Mädchens hörte.

„Wer ist der unglückliche Mann?" fragte sie kaum hörbar.

„Ein Verbrecher, den die gerechte Strafe ereilt hat."

Gretchen sah den kleinen Mann erstaunt an.

„Sie kennen ihn?" fragte sie.

„Er ist ein gefährlicher Dieb, und kein anderer als er hat die Frau Oberhofmeisterin bestohlen. Dies ist jedoch nicht sein geringstes Verbrechen, und die Polizei, die ihm lange nachspürt, wird sich freuen, seinen Leichnam zu finden, wenn ihn der wüthende Soldat dazu gemacht haben sollte."

Gretchen, das nicht wußte, daß Wolfgang und Werner vor ihrer Ankunft auf dem Kampfplatze gewesen waren, erzählte nun Alles, was sich zugetragen hatte. Die Nachricht von Paul's plötz-

licher Abreise nahm Werner mit großer Befriedigung auf. Wir fügen hinzu, daß er von Nathalien die Ankunft des Korporals sowie die Gestaltung der Dinge in Gretchens Familie erfahren, und danach seine Maßnahmen getroffen hatte, um den Legationsrath zu schützen. Lucas, der sich immer noch in der Stadt aufhielt und täglich mit frechen Forderungen hervortrat, war bei dieser Gelegenheit nicht nur gut zu verwenden, sondern auch im ungünstigen Falle zweckmäßig zu beseitigen. Unter einer schlauen Vorspiegelung war der Leinwandhändler, dem Werner zuvor durch einige Flaschen Wein Muth eingeflößt hatte, auf den Schwank, wie er es nannte, eingegangen. Werner hatte dabei auf die Kraft und Verwegenheit des Korporals gebaut, von dem er gehört, daß er dem Verführer seiner Schwester den Schädel zerschlagen wolle, ehe er abreis'te. Wie wir wissen war der halb betrunkene Lucas zu spät eingetroffen, und Wolfgang hätte leicht dem wüthenden Paul zum Opfer fallen können. Der Plan des listigen Werner war demnach vollständig gelungen: der lästige Lucas war beseitigt, und der Korporal hatte sich aus dem Staube gemacht.

Es gelang ihm auch, das arme Mädchen völlig zu beruhigen.

„Gute Nacht!“ sagte Gretchen, indem sie ihm die Hand reichte. „Und gebe Gott, daß uns kein Verdacht trifft.“

„Sie dürfen nicht allein gehen — ich begleite Sie!“

Beide traten den Weg nach der Vorstadt an. Gretchen fühlte weder Furcht noch Abscheu vor dem bucklichten Manne, im Drange der Verhältnisse betrachtete sie ihn als ihren Freund und Schützer, so daß sie selbst beschloß, sich ihm noch mehr zu nähern, als bis jetzt geschehen war.

Bald kamen sie bei den Häusern der Vorstadt an. Es schlug zehn, und das Horn des Wächters ließ sich hören. Gretchen bebte bei diesem Tone zusammen, denn sie erinnerte sich der Befürchtung, die ihr Schwager ausgesprochen hatte.

„Was ist Ihnen, liebes Gretchen?“ fragte Werner.

„Verlassen Sie mich nicht!“ bat sie leise. „Ach, ich trage die Schuld an diesem Unglücke!“

„Das Unglück ist nicht groß, mein Kind; wir

können es vielmehr, wie die Dinge jetzt stehen, als ein Glück betrachten."

Bestürzt blieb Gretchen plötzlich stehen.

„Dort! Dort!" flüsterte sie, indem sie nach einer schwarzen Gruppe zeigte, die sich ihrer Wohnung gegenüber befand. Zugleich ließ sich das Gemurmel mehrerer Stimmen vernehmen.

„Man hat den Erschlagenen gefunden!" murmelte Werner. „Fassen Sie sich, Gretchen! Gehen Sie ruhig vorüber, als ob Sie von nichts wüßten. Ich übernehme jede Verantwortung, wenn man den Bewohnern Ihres Hauses irgend etwas zumuthen sollte. Sie dürfen an meinem Eifer nicht zweifeln, denn Wolfgang würde nicht minder compromittirt, als Sie und ich. Gretchen," fügte er bewegt hinzu, „Alles was Sie trifft, trifft auch mich!"

Er ergriff ihre Hand und zog sie sanft mit sich fort. Nach einigen Minuten traten sie der Gruppe näher, die sich um den erschlagenen Lucas gesammelt hatte. Sie bestand aus fünf Personen, die der Zufall vorübergeführt.

„Der ist sicher todt!" sagte ein Mann. „Mir scheint, die ganze Hirnschale ist zerschlagen. Der

Puls steht still, und die Glieder sind kalt und starr. Ich verstehe das, Kinder, Ihr könnt Euch auf mich verlassen."

Werner erkannte an der Stimme, die diese Worte sprach, den Barbier Veit, der auch ihn jeden Sonnabend bediente. Veit machte von seinen Standesgenossen keine Ausnahme: er wollte Medicin und Chirurgie studirt haben, er schröpfte, barbierte und ließ zur Ader, und deshalb nannte man ihn allgemein den Doctor. Als Werner, der Gretchen entlassen hatte, herantrat, lag der Doctor neben Lucas auf den Knien und setzte eifrig seine Untersuchungen fort. Er knöpfte die Weste des Erschlagenen auf, und legte seine Hand auf dessen Brust.

„Es ist richtig!" fuhr er gravitätisch fort. „Der Mensch ist unwiederbringlich todt."

„Kennt Ihr ihn Doctor?" fragten zwei Stimmen.

„Nein; das ganze Gesicht ist mit Blut überlaufen, seine Züge lassen sich nicht unterscheiden. Uebrigens scheint er wohl gekleidet zu sein, auch trägt er eine Taschenuhr."

„So ist er keinem Raubmorde erlegen!" sagte ein Mann.

„Nein, denn hier ist auch sein Geldbeutel. Ah, Gevatter Werner, seid Ihr auch da?“

„Was ist denn hier geschehen?“ fragte der Bucklichte mit erkünsteltem Erstaunen.

„Wir haben diesen Menschen mit erschlagenem Schädel gefunden,“ antwortete der Doctor. „Es ist gut, daß Ihr gekommen seid, Gevatter, Ihr seid ein gebildeter und unbescholtener Mann, und könnt mir als Zeuge bei Aufnahme des Thatbestandes dienen. Seid so gut und nehmt das bewegliche Besitzthum des Todten an Euch, damit es nicht verloren gehe oder gestohlen werde. Ihr liefert es wohl morgen der Behörde ab.“

„Warum wollt Ihr es denn nicht selbst behalten, Doctor?“ fragte Werner, der sich jeder Betheiligung enthalten wollte.

„Es ist so gebräuchlich, Freund. Der Arzt hat sich nur mit dem Körper zu befassen. Nehmt, eine Uhr und einen Geldbeutel. Ihr erfüllt eine Christenpflicht, denn es ist ja möglich, daß der Gemordete Erben hinterläßt, und somit sorgt Ihr für das rechtliche Eigenthum der Zurückgebliebenen.“

Als Werner einen Augenblick zögerte, baten

ihn die Umstehenden, der Aufforderung nachzukommen. Er that es.

„Halt," rief der Doctor Veit, „hier ist noch eine Brieftasche! Diese binde ich Euch vorzüglich auf die Seele, da sie ohne Zweifel Auskunft giebt, wer der Mensch ist, und was er betreibt. Nehmt, Gevatter, und verwahrt sie wohl."

„Nun weiß ich aber nicht, wieviel Geld in dem Beutel ist und was die Brieftasche enthält!" rief Werner.

„Possen!" antwortete der Doctor. „Wer kann das jetzt nachsehen? Ihr seid ein ehrlicher Mann, und man wird Euch ohne Versicherung glauben, daß Ihr nicht weniger abliefert, als Ihr empfangen habt. Nun, Freunde, tragt den Cadaver zur Stadt. Ich komme von einem Patienten auf dem Lande, bei dem ich eine schwere Operation vorgenommen habe, und bin müde wie ein Hund — greift zu, es ist Christenpflicht."

Die Gruppe bestand aus rüstigen Arbeitern, und vier von ihnen griffen ohne Bedenken zu, um Lucas nach der Stadt zu tragen. Werner und der Doctor folgten. In Ermangelung eines passenden Lokals mußte ein Wächter das Spritzenhaus

erschließen, wo man den Leichnam niederlegte. Dann trennten sich die Männer, und der Barbier versprach, am nächsten Morgen die gesetzliche Meldung zu machen. Es war elf Uhr, als Werner seine Wohnung betrat. Kaum hatte er Licht angezündet und die Thür verschlossen, als er die Brieftasche des Lucas untersuchte. Der Leinwandhändler hatte noch spät nothdürftig schreiben und lesen gelernt. Auf den Pergamentblättern zeigten sich einige Notizen über verkaufte Waaren, ferner das Verzeichniß von den Goldsachen, die Lucas dem Amtmanne zum Verkaufe auf der Frankfurter Messe übergeben hatte. Sämmtliche Gegenstände waren so deutlich beschrieben, daß sich ohne Schwierigkeit die der Oberhofmeisterin geraubten Sachen erkennen ließen.

„Das genügt," murmelte Werner, „um ihn als einen Verbrecher zu bezeichnen. Die Polizei besitzt das Verzeichniß, es stimmt genau mit diesen Angaben überein."

Auf dem letzten Blatte standen die mit schwerfälliger Hand geschriebenen Worte:

„Der bucklichte Tapezierer Werner ist mein Ziehjunge, der aus dem Fenster gestürzt ist, und

die Oberhofmeisterin ist seine Mutter. Im Ganzen habe ich von ihr fünftausend Gulden erhalten. Der Ring, der in dem Leder steckt, gehört der Dame, sie hat ihn in meinem Hause liegen lassen."

Werner öffnete die Ledertasche, und ein feiner Goldring fiel ihm entgegen. Auf der Platte zeigte sich das Wappen der Familie K., und im Innern derselben ließen sich die beiden verschlungenen Buchstaben C. L. unterscheiden.

„Welch ein Glück!" murmelte Werner erstaunt. „Diese Dinge dürfen der Polizei nicht in die Hände fallen, denn sie compromittiren meine Mutter, und sie ist doch einmal meine Mutter, wenn sie auch nicht pflichtmäßig an mir gehandelt hat. Das ist mein rechtmäßiges Eigenthum, und ich werde es behalten."

Er riß das Blatt aus der Brieftasche und verbarg es mit dem Ringe in dem Schränkchen, das seine geringen Kostbarkeiten enthielt. Begriff er auch nicht, zu welchem Zwecke Lucas diese Notizen aufgezeichnet hatte, so pries er sich dennoch glücklich, sie gefunden zu haben. Sie sollten ihm später wichtige Dienste leisten.

Am nächsten Morgen lieferte er der Behörde die von dem Doctor Veit empfangenen Gegenstände ab. Wie Werner vorausgesehen, so kam es. Man erkannte Lucas Funke bald als einen gefährlichen Gauner und als den Thäter des Diebstahls, der in dem Hause der Oberhofmeisterin verübt worden. Die angestellten Nachforschungen über seinen Tod lieferten kein Resultat, und man zog den Schluß, daß Lucas bei der Ausübung eines Verbrechens gefallen sei. Die Stadt erzählte sich einige Tage von dem Vorfalle, dann war nicht mehr die Rede davon, da man keinen Grund hatte, den Gauner zu bedauern.

Es war nun zwar alle Gefahr beseitigt, aber Gretchen lebte stets noch in großer Angst, sie machte sich, trotz des freundlichen Zuredens Werners, den Tod eines Menschen zum Vorwurfe. Alle noch so scharfsinnig erdachten Gründe vermochten ihren Trübsinn nicht zu zerstreuen, und selbst als Wolfgang sie bei seinem ersten Besuche fragte:

„Was würdest Du sagen, Gretchen, wenn ich statt des Elenden gefallen wäre?"

Sie sank erbleichend an seine Brust.

„Ich wäre Dir gefolgt!" flüsterte sie.

„Nun, so sei heiter, mein Kind, und freuen wir uns des Lebens, das uns der brave Werner erhalten hat.“

„Wirst Du mich nie verlassen? Wirst Du keiner Andern den Vorzug vor mir geben?“

„Gretchen!“

„Vielleicht kommt die Zeit bald,“ flüsterte sie unter Thränen, „daß ich nicht mehr über die Straße gehen kann, ohne die Aufmerksamkeit der Leute zu erregen.“

„Unsere Liebe ist ein süßes Geheimniß —“

„Sie wird es aber nicht immer bleiben; glaube mir, ich werde ein entehrtes Mädchen sein!“

„Du wirst mein Gretchen bleiben, das ich auf den Händen trage! Die Welt soll kein anderes Weib als Dich an meiner Seite erblicken. Bist Du nicht stark genug, Dich über Vorurtheile hinwegzusetzen?“

„Ich will es versuchen, stark zu sein! Ach Gott, ich muß es ja, denn ich bin zu fest an Dich gebunden. Zerreiße nie das Band, Wolfgang, das mich mit Leib und Seele an Dich fesselt!“

Sie umschlang seinen Hals und hing sich wie ein Kind an seine Brust. Ihre Lippen brann-

ten auf den seinigen, und der Schmerz der Gegenwart war auf kurze Zeit vergessen.

„So laß mich sterben!" rief sie aus. „Habe ich eine Sünde begangen, so mag mir Gott verzeihen, der mir diese unendliche Liebe in das Herz gepflanzt hat!"

Mit Gretchen war eine völlige Umwandlung vorgegangen. Ihr blühendes Gesicht ward täglich bleicher, und ihr helles Auge trüber. Ihre Züge hatten stets einen schmerzlich freundlichen Ausdruck, es lag stets ein leichter Schleier der Trauer darüber, den die Fröhlichkeit, der Grundzug ihres Charakters, nicht zerreißen konnte. Sie kämpfte vergebens, wie der matte Sonnenstrahl gegen die Herbstnebel. In ruhiger Ergebung ging sie der verhängnißvollen Zukunft entgegen. Sie empfing den Geliebten mit der sichtlichen Anstrengung, ihren Schmerz zu verbergen und die frühere Unbefangenheit wieder hervorzurufen. War sie allein, so arbeitete sie, und häufig fielen Thränen auf die emsig beschäftigten Finger.

Eines Abends klopfte es leise an die Thür ihres Stübchens. Nachdem sie zum Eintreten auf-

gefordert, erschien Werner auf der Schwelle. Sie erkannte den kleinen Mann an der Stimme, als er ihr den Abendgruß zurief.

„Ich werde Licht anzünden, Herr Werner!“ sagte sie, ihm entgegentretend.

„Sie sollen sich meinetwegen nicht geniren, liebes Gretchen. Um sich gegenseitig zu hören braucht man kein Licht.“

„So haben Sie mir etwas mitzutheilen?“ fragte sie ängstlich.

„Nichts, das Sie beunruhigen oder Ihnen Sorge bereiten könnte.“

Der erschöpfte Tapezierer ließ sich auf einem Stuhle nieder.

„Gretchen,“ begann er nach einer Pause, „ich komme heute nicht als der Bote des Mannes, den wir Beide lieben, ich komme aus eigenem Antriebe.“

„Und was wollen Sie, lieber Herr Werner?“

„Daß ich es nur gut mit Ihnen meine, wissen Sie!“

„O, davon bin ich überzeugt!“ rief sie eifrig aus.

„Dann werden Sie mir auch Ihr Vertrauen nicht versagen?"

„Nein, lieber Herr Werner! Nach dem, was Sie für mich gethan — —"

„Sprechen Sie nicht davon, liebes Gretchen! Der Vergangenheit dürfen wir nicht mehr gedenken, die Gegenwart, und vorzüglich die Zukunft muß uns Alles sein!"

„Was wollen Sie sagen?" fragte sie mit kaum hörbarer Stimme.

„Ich fordere ein Versprechen von Ihnen."

„Nennen Sie es mir!"

„Sie versprechen mir, daß Sie mich als Ihren väterlichen Freund und Rathgeber betrachten wollen, daß Sie nichts unternehmen, ohne mich vorher gefragt zu haben."

„Mein Gott, was wollen Sie damit sagen?"

„Deuten Sie meine Worte nicht in einem bösen Sinne, liebes Gretchen. Je länger man lebt, je ernster wird das Leben, und Sie stehen jetzt an einem Abschnitte desselben, der für Sie von großer Wichtigkeit ist. Ich leide mit Ihnen, wenn Sie Leid empfinden, und freue mich mit

Ihnen, wenn Sie froh sind. Das Glück, das ich Ihnen bereite, bereite ich mir selbst."

„Herr Werner," flüsterte Gretchen, „Sie sind der Vertraute Wolfgangs, und da Sie es herzlich gut mit mir meinen, muß ich annehmen — —"

„Nehmen Sie nichts an, liebes Kind, denn es hat sich nichts ereignet, was Sie beunruhigen könnte. Wenn ich das beregte Versprechen von Ihnen fordere, so geschieht es nur in der Absicht, Sie von unüberlegten Schritten abzuhalten, die meinen Plan vereiteln könnten. Ich möchte Sie leiten, wie ich Wolfgang leite."

Gretchen begann still zu weinen. Sie hatte Werner verstanden.

„Und hoffen Sie auf ein gutes Ende?" fragte sie schluchzend.

„Gewiß, Gretchen! Mit Ihrer Hülfe glaube ich es zu erreichen!" sagte Werner fest.

„So will ich folgen, wie ein Kind!"

„Ihre Hand!"

„Hier ist sie!"

Werner drückte Gretchens brennende Hand mit großer Innigkeit. Im Stillen gelobte er sich,